

Landsberger Geschichtsblätter

Illustrierte Monatsschrift und Organ des
Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

38. Jahrgang

1948

Landsberg am Lech 1948

Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer Landsberg am Lech

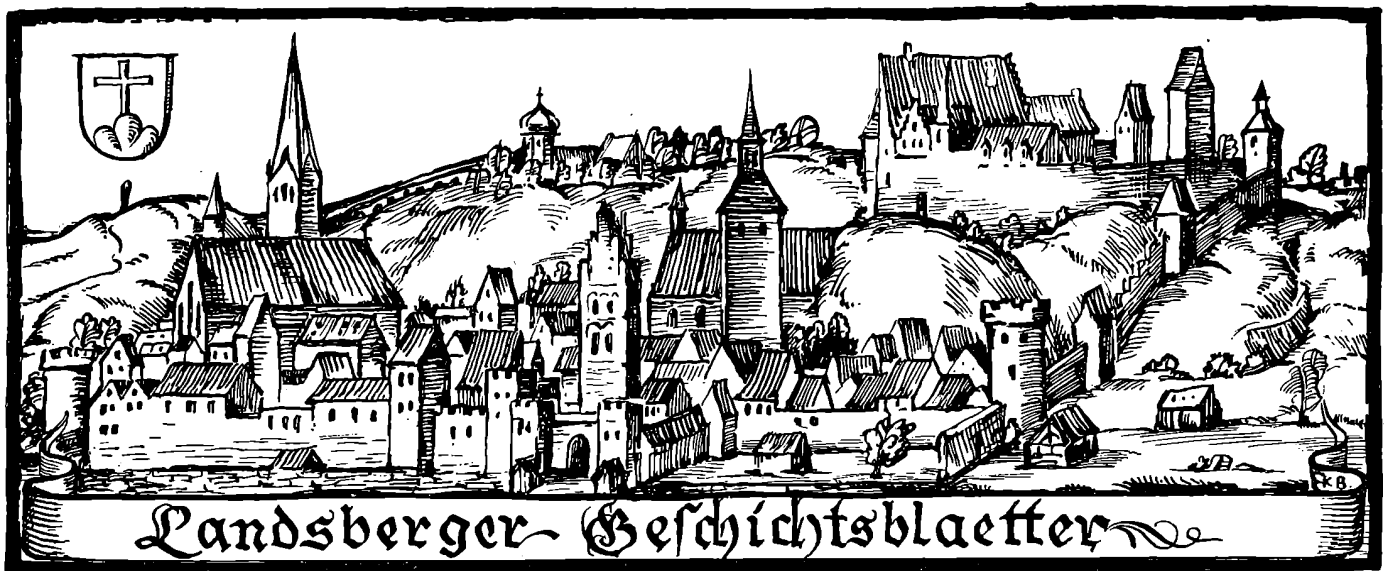
Inhalt

(Die Zahlen bedeuten die Spalten)

Bayern und die Verfassungsfrage vor 100 Jahren	46—48	Richter Rudolf: Familiennamen der Ausgewiesenen	40
Maier Adalbert: Aus der Vereinsgeschichte	8	Schnell Hugo: Die Scagliola-Arbeiten Dominikus Zimmermanns	15, 16, 22—24, 31, 32, 37—39, 43—45
Maier Adalbert: Alte Landsberger Sitten und Gebräuche	39—40	Welz Heinrich: Walleshauser Flurnamen	45, 46
Maier Adalbert: Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger	29, 30, 33—36, 41—43	Winkelmayer Paul: 100 Jahre Dominikanerinnenkloster in Landsberg 1845—1945	5—7, 13, 14, 20—22
Maier Adalbert: Landsberg in der 2. Hälfte des 30jährigen Krieges 1634—48	1—4, 9—12, 17—19, 25—29		
Maier Adalbert: Malteseräpotheke Landsberg	7		
Maier Adalbert: Zum Wiedererscheinen der Landsberger Geschichtsblätter	1—2	Abbildungen:	
		Bischof Riegg	33—34

Ortsverzeichnis

Vorbemerkung: Die Orte werden in der jetzt geltenden Schreibweise eingereiht.	2, 8, 12, 14, 15, 21, 26, 27, 28, 30, 36, 41, 42, 45, 48; Murnau 17;
Aichach 17; Allersberg 35; Allerheim 11; Andechs 3, 11, 12, 17; Augsburg 5, 6, 9, 13, 14, 17, 18, 23, 25, 41, 42, 43;	Neuburg a. D. 33, 34, 35; Neustadt 30; Niederschönenfeld 37; Nördlingen 9;
Bamberg 41; Biber 27; Biberach 23, 38, 44; Birkland 16, 31, 38; Bonn 46; Bregenz 26, 36; Buxheim 32, 38;	Oderding 30; Ohlstadt 30; Ottingen 35, 36;
Dießen 9, 11, 17; Donauwörth 12, 23; Dünzelbach 45;	Pestenacker 8; Pitzling 14; Polling 30, 35;
Egling 3, 8; Eichstätt 35, 41; Einsiedeln 16, 45; Ellwangen 39; Elzach 8; Eresing 8;	Rain 12, 27; Rom 42; Rottenbuch 11;
Feldkirch 36; Fischingen 16, 22, 31, 38; Frankfurt/M. 46, 47, 48; Freising 5; Friedberg 17, 28, 29; Fritzlar 12; Füssen 16, 24, 43;	Sandau 28; Scheuring 28; Schongau 18; Schrobenhausen 17; Schwäbisch Gmünd 39; Schwabmünchen 28; Sölb 43; Sonnenberg 36; Stadl 1; Steingaden 11, 43; Steinhausen 44; Straubing 5;
Göggingen 43; Groß-Woltersdorf 40; Günzburg a. D. 44; Gutenzell 44;	Tegernsee 42; Thierhaupten 18; Tölz 3, 30; Traunstein 12;
Haidhausen 27; Heilbronn 3; Huglfing 1;	Ulm 26; Unterfinning 1;
Immenstadt 36; Issing 8;	Vilgertshofen 8;
Kaufbeuren 18; Kaufering 19, 28; Kempten 15, 16, 23, 43;	Wabern 45, 46; Waldsee 37, 38; Walleshausen 8, 45, 46; Wasserburg 17; Weiler 36; Weilheim 17, 42; Wending 24, 39; Wessobrunn 8, 11, 16, 45; Wien 48; Wies 44; Würzburg 15, 32, 38;
Landsberg/L. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 20, 22, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 38, 43, 46; Landshut 5, 6; Laub 16, 39, 43; Lauingen 12; Leeder 18;	Zell 45; Zusmarshausen 27;
Mantavan 36; Mantua 36; Memmingen 18; Mindelheim 18; Monheim 35, 36; Moorenweis 45; München	Bemerkung: Der 38. Jahrgang umfaßt 6 Nummern und wurde abgeschlossen, um mit dem 39. Jahrgang wieder auf das Laufende zu kommen.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“
Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 1

38. Jahrgang

194

Zum Wiedererscheinen der „Landsberger Geschichtsblätter“

Zweimal mußten die Landsberger Geschichtsblätter seit ihrem Bestehen infolge der unglückseligen Weltkriege ihr Erscheinen einstellen. Nachdem es nunmehr Wirklichkeit geworden ist, daß Stadt und Bezirk Landsberg wieder eine eigene Heimatzeitung haben, sollen auch die „Landsberger Geschichtsblätter“ mit der Herausgabe des 38. Jahrganges ihre Fortsetzung finden. Aus diesem Anlaß möchte ich der Männer gedenken, die die „Landsberger Geschichtsblätter“ ins Leben gerufen und in unermüdlicher Kleinarbeit auf eine beachtliche Höhe gebracht haben. Mit Recht sind daher diese Blätter als eine der besten ihrer Art in Bayern von berufener Seite anerkannt worden.

1902 rief der Altmeister der Landsberger Stadt- und Bezirksgeschichte, Stud.-Rat u. Stadtarchivar Schober, die „Landsberger Geschichtsblätter“ ins Leben und leitete sie 20 Jahre hindurch in mustergültiger Weise. Nach seinem Tode übernahm Pfarrer Emmerich, Unterfinning, später Dekan in Huglfing, die Schriftleitung der Blätter, der durch sein umfangreiches geschichtliches Wissen sich um die Heimatforschung große Verdienste erwarb. Als durch politische Umstände im Jahre 1935 ein Wechsel in der Schriftleitung erfolgen mußte, wurde Lehrer Hanns Frank, Stadl, mit der Herausgabe

der Blätter betraut. Sein Fleiß und seine Hingabe für die Heimatforschung sind nicht vergessen. Als er im Sommer 1944 einem Luftangriff auf München zum Opfer fiel, war der 37. und letzte Jahrgang der „Landsberger Geschichtsblätter“ erst halb zum Abschluß gebracht. Hier war es Redakteur Winkelmayr, der in selbstloser Weise unaufgefordert die Durchführung der Herausgabe sicherstellte. All' diesen Männern, die sich um die Erforschung unserer Heimatgeschichte so große Verdienste erworben haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Wenn es unser Bestreben ist, den Heimatgedanken ins Volk zu tragen, so wollen wir uns nicht nur an die Altingesessenen wenden, sondern auch an die Neubürger, die bei uns eine Heimat suchen, um sie mit der Geschichte und Schönheit von Stadt und Bezirk vertraut zu machen. In diesem Sinne glauben wir unsere Aufgabe am besten gelöst zu haben.

Dem Verlag der „Landsberger Nachrichten“ aber gebührt unser herzlichster Dank für die Ermöglichung des Wiedererscheinens unserer Blätter.

Adalbert Maier,

1. Vorsitzender des Historischen Vereins
für Stadt und Bezirk Landsberg.

Landsberg in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges 1634-1648

Nach einem Vortrag von Stadtarchivar Adalbert Maier, gehalten am 9. Dezember 1947.

Nach einem Eintrag im hiesigen Pfarrarchiv wurde am 3. November 1648 ein feierliches Lobamt mit Tedeum aus Anlaß der Beendigung des 30jährigen Krieges gehalten. Heute, nach 300 Jahren, wollen wir Rückschau halten, was sich damals in unserer Stadt ereignet hat. War doch Landsberg diejenige unter den bayerischen Städten, die am meisten Drangsale zu erdulden hatte. Wir, die wir in einer Zeit stehen, die voll von Leiden erfüllt ist, können besser ermessen, als ein Geschlecht, dem ein langer Frieden beschieden war, was es bedeutet, wenn der Chronist von Kämpfen, Belagerungen, Raub,

Plünderungen und Erpressungen berichtet. In einem von Paul Winkelmayr im Jahre 1933 gehaltenen Vortrag wurde die erste Phase des Krieges unter besonderer Berücksichtigung der Schwedenjahre 1632/33 in eingehender Weise behandelt.*) Der heutige Vortrag knüpft an diesen an und soll das Gesamtbild über den 30jährigen Krieg entsprechend ergänzen.

In welch elendem Zustand die Schweden nach ihrem Abzug am 16. Oktober 1633 Landsberg hinterließen, mag aus einer Beschreibung vom Jahre 1635 ersehen werden, die auszugsweise besagt:

„Der Sandauerturm samt dem Tor alle Schlösser verschlagen, vom Sandauertor zum Luginsland (auch Dohlen-turm genannt) die Wöhr ganz abgebrochen, der Lugins-

*) Siehe L.G.Bl. 1933 Nr. 1—3.

land ganz ausgebronnen, vom Luginsland bis zum alten Wasserturm (dieser stand zwischen Luginsland und Pulverturm) ist der Wöhrenscha den beschehen auf 150 Werkschuh, der Wasserturm ist schaden beschehen, von diesem bis zum blauen Turm (jetzt Pulverturm) Schaden an Wöhr und Mauern, so 300 Werkschuh ist alles ruiniert. Der blaue Turm darin eine Bresche geschossen. Vom blauen Turm fangen die gewölbten Wöhren an bis zum Bayerturm beläuft sich die Weite 1353 Werkschuh und ist alles ruiniert. Der Bayerturm samt dem Torstüblein ist ausgebrannt. Der Feind hat unterhauen (unterminiert) daraus viel Schaden beschehen. Im Zollgarten (jetzt Kratzergarten) die Mauer auf 60 Schuh lang eingerissen. Die Lechbruck oberhalb der Wöhr ist 10 Joch weit abgebrannt. In Schießung der Bresch ist die Kornschranne baufällig. Jenseits des Lech ist die obere Papiermühl vom Feind ausgeplündert, die untere Papiermühl ganz abgebrannt. Die Wöhr am Mühlbach zerbrochen. Die Sägmühl ist vom Feind ganz verbrannt worden. Die Sandauerbruck ist verbrannt worden. Schleif-, Loh-, Polier- und Rauschmühl samt 2 Walkmühlen sind vom Feind niedergebrannt worden."

Landsberg, die ehemals blühende, durch Handel, Verkehr und Gewerbe belebte Stadt — ihr Reichtum und ihre Wohlhabenheit waren sprüchwörtlich geworden — sah sich nicht mehr ähnlich. Der alte trutzige und freie Geist des Bürgertums war verschwunden. Das Gewerbe verkümmert und die Landwirtschaft zerstört. Die Not an Lebensmitteln war entsetzlich. Nachdem den Soldaten keine Verpflegung nachgeführt wurde, lebten sie nur von Bauern und Bürgern. Das noch vorhandene Vieh wurde beim Abzug meist mitgeschleppt und die Ackergerätschaften vielfach verbrannt. Dazu kam noch das Fehlen von Samengetreide, so daß an ein regelmäßiges Anbauen der Felder nicht gedacht werden konnte. Zu all dem traten noch ungünstige Witterungsverhältnisse ein. Am 4. Mai 1634 zerstörte ein großer Schauer die Baumblüte und die Roggenfelder zum großen Teil, im Juni fiel ein starker Reif und im Juli trat anhaltender Regen ein, der die kleine Ernte fast gänzlich zerstörte. Die Straßen waren vielfach von hungernden Soldaten belagert, die den Reisenden außer ihrer Habe auch die Lebensmittel abnahmen. Nachdem das Vieh und die Getreidevorräte aufgezehrt waren, gab es kein Brot, keine Milch und kein Fleisch mehr. Haferbrot war eine Seltenheit, die sich nur Vermögliche leisten konnten. Der übrige Teil der Bevölkerung hatte Kleienbrot und dieses nur in kleinen Mengen. Schwämme, Kräuter, Wurzeln und Gemüse, soweit solches vorhanden war, bildeten die Hauptnahrung. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Sterblichkeit, besonders bei Kindern und alten Leuten, ziemlich anstieg. Ueberall fehlte es an der nötigen Bekleidung und am Schuhwerk. Dazu kam noch das Ueberhandnehmen wilder Tiere, wie Wildschweine, Wölfe und Bären. In manchen Gegenden traten die Wildschweinrudel in Stärke bis zu 30 Stück auf. Im Oktober 1639 wurde ein allgemeines Jagen auf diese Tiere angestellt und mehrere tausend erlegt. Das Kloster Andechs fing in einer Woche 23 Stück. Ebenso nahmen die Wölfe überhand, bis die Bauern zu Gemeindejagden aufgerufen wurden. Der Ausfall an Schafen und Rindern, der durch diese wilden Tiere verursacht wurde, war nicht unerheblich. Auch für die Menschen bedeutete das Vorhandensein dieser Bestien eine Gefahr. Im Jahre 1638 erlegte Graf von Seefeld in der Gegend von Egling 5 Wölfe. Besonders groß war der Mäuseschaden in den Jahren 1634 bis 1636. Es wurde daher verboten, Füchse zu fangen. Das Landvolk wandte allerlei Mittel an, um ihre Wohnungen und Felder von dieser Plage zu befreien. Einige schütteten Weihwasser in die Mauslöcher, andere holten Wasser aus den Quellen bei Heilbrunn unweit Bad Tölz und besprengten die Äcker damit.

Wie es mit dem Gewerbe bestellt war, besagt eine Aufzeichnung aus dieser Zeit, wonach fast 3 Jahre kein Tuch-, Eisen-, noch andere Handelsläden geöffnet werden konnten, weil die Waren sowohl von Freund wie von Feind den Handelsleuten auf der Straße abgenommen

wurden. Von ehemals 26 Gaststätten konnten nur mehr 6 ihr Gewerbe notdürftig ausüben. Von 340 Parchetwebern bedienten noch 26 den Webstuhl, und diese hatten nur ein kümmerliches Dasein. Dazu kam noch, daß die Pest, die 1627 schon so viele Opfer gefordert hatte, von neuem ausbrach.

Wie schon seinerzeit, wurde auch diesmal alles aufgegeben, um ein Eindringen der Pest nach Landsberg zu verhindern. Jedes der 3 Stadttore wurde scharf bewacht und die Kontrolle der Einpassierenden mit größter Strenge durchgeführt. Auf öffentlich angebrachten Tafeln waren die Namen jener Orte der Umgegend verzeichnet, in denen die Seuche herrschte, und die Torwächter waren angewiesen, keine Personen aus solchen Dörfern in die Stadt zu lassen. Wer nicht genügend bekannt war und sich nicht entsprechend ausweisen konnte, mußte unter Eid bekräftigen, daß er aus keinem der verseuchten Orte kam. Erst dann, wenn in einer Ortschaft längere Zeit kein Erkrankungsfall mehr vorgekommen, wurde sie für seuchenfrei erklärt, ihr Name von den Tafeln gestrichen und der Verkehr mit ihr wieder aufgenommen. Der Stadtphysikus (so wurde der städtische Amtsarzt genannt) gab Weisungen, Verhaltensmaßregeln und Arzneien zum Schutze und zur Verhütung vor allenfallsiger Ansteckung. Alle möglichen Haus- und Wundermittel wurden nebenher angewandt. Das sog. Brechhaus, das eigens zur Aufnahme von Pestkranken bestimmt war, wurde seinerzeit schon vorsorglich vergrößert. Der damalige Stadtpfarrer Johann Weiß hatte mit seinen beiden Kaplänen ein Uebereinkommen getroffen, wonach derjenige, in dessen Wochendienst die erste Pesterkrankung fallen würde, sogleich den Pfarrhof zu verlassen und mit einem Mesnergehilfen und einer weiblichen Dienstperson eine eigene Wohnung zu beziehen habe. Ihm sollte der Besuch der Pestkranken und die Spendung der Sterbesakramente ausschließlich und während der ganzen Dauer der Epidemie zufallen. Zu diesem Zwecke hatte der Magistrat ein Häuschen gemietet, das hinter der Pfarrkirche lag. Zur gesonderten Zelebrierung wurde das alte Johanniskirchlein im innern Friedhof angewiesen. Als Besoldung wurden dem Geistlichen neben den gewöhnlichen Einnahmen, die er vom Stadtpfarrer bezog, noch 3 Gulden wöchentlich vom Magistrat und 1 Gulden 30 Kr. von der Spitalverwaltung zugebilligt, außerdem eine halbe Maß Wein für jede Person, die er mit den Sterbesakramenten versah. Auch erhielt er die Stolarien und Gebühren aus den Leichenbegängnissen und den Seelmessen. Wenn auch das Eindringen der Pest ähnlich wie 1627 einige Zeit verhindert werden konnte, so war es trotz aller Vorsichtsmaßnahmen nicht möglich, das Uebel ganz zu bannen. Der Geschichtsschreiber des hiesigen Jesuitenkollegs hat hierüber folgendes vermerkt: Im Jahre 1634 fing mitten im Sommer die Pest an auszubrechen und wütete bis zum März 1635. Dr. Schmölzschreibt in seiner Arbeit über die Sterblichkeit in Landsberg von 1585 bis 1730 über die Pest in den Jahren 1634/35 u. a. folgendes: Zugleich kam die Pest in die Stadt und forderte noch mehr Bürger als die jüngst vergangene von 1627/28. Im September 1634 steiler Anstieg der Kinder- und Erwachsenensterblichkeit, besonders der Frauen. Im Oktober mäßigt sich die Seuche ein wenig, erreicht aber im November ihren Höhepunkt, wobei die Kindersterblichkeit die Frauen- und Männersterblichkeit überschneidet. Im Dezember fällt dann die Zahl der Todesfälle wieder auf die Hälfte herab. 1635 ist die Pest schon fast wieder abgeklungen und die Sterblichkeitskurven stellen sich im Laufe des Frühjahrs auf die Normalhöhe ein. Aber nochmals reitet die Pest durch Landsbergs Gassen. Im Juli häufen sich schon wieder die Sterbefälle, die im August wieder sehr steil ansteigen, auf dieselbe Höhe wie im November 1627. Hier hören die Eintragungen des Chronisten auf. Ob die Sterblichkeit so hoch gestiegen ist, daß es dem Chronisten unmöglich war, die Todesfälle zu verzeichnen, oder ob er selbst erkrankte, kann heute nicht mehr festgestellt werden."

(Fortsetzung folgt.)

100 Jahre Dominikanerinnenkloster in Landsberg a.L., 1845 - 1945

Nach dem Vortrag von Paul Winkelmayr, gehalten bei der Vereinsneugründung am 18. Juni 1947.

Das 100jährige Jubelfest der Dominikanerinnen am 29. September 1945 ist nicht gleichzusetzen mit einem 100jährigen Bestehen des Klosters als solchem überhaupt. Dieses kann schon auf ein 220jähriges Bestehen zurückblicken. Es sei mir daher gestattet, einen kurzen Rückblick auf die Gründung des Frauenklosters zu werfen.

Als nach dem 30jährigen Kriege sich die Stadt langsam von den Kriegsschrecken erholte, vermifste man eine Schule für die Maidlein. Die Buben waren gut versorgt, denn die Schule der Jesuiten bot ausreichend Gelegenheit zum Studium. Der Unterricht für die Maidlein aber lag in männlichen Händen. Die kurfürstlichen Beamten und die besseren Bürger vermifsten es schmerzlichst, daß ihre Töchter keine genügende Ausbildung in Sprachen und weiblichen Handfertigkeiten erhalten konnten. Sie werden es auch gewesen sein, die den Anstoß gaben, daß bereits im Jahre 1704 und zufälligerweise ebenfalls am 29. September (aber 141 Jahre vor dem Einzug der Dominikanerinnen in Landsberg), die Subpriorin des Ursulinerinnenklosters Straubing dem Kurfürsten Max Emanuel ein Gesuch vorlegte, in dem die Bitte ausgesprochen wurde, in Landsberg ein „kleines Kloster“ anfangen zu dürfen. Eine „fromme Seel“ wolle ein eigenes Haus und die Mittel, die zur Errichtung eines Institutes für die weibliche Jugend des Adels und des gemeinen Volkes geben, damit diese nützliche, notwendige und wohlstandige Künste, als französische Sprach, Musik, Schreiben, Rechnen, Nähen, Sticken, Klöppeln usw. erlernen könne. Aber auch von anderer Seite kam ein Anstoß in gleichem Begehren. Die Vorsteherin des Klosters Maria Stern in Augsburg kam mit einem ähnlichen Gesuch an den Kurfürsten heran. Kriegerische Ereignisse ließen aber die Durchführung der Pläne nicht zu.

Als die „fromme Seel“, die in dem Straubinger Antrag genannt wird, erscheint der damalige Bürgermeister und Weinwirt Jakob Hailberger, den man mit Recht als den Stifter des Klosters bezeichnen darf.

Die Zustände im Schulwesen für die Maidlein hatten sich nicht gebessert und, wohl wiederum auf Anregungen aus Landsberg zurückführend, stellte am 29. Juli 1715 die Oberin des Klosters St. Joseph in Landshut Antrag um Erteilung einer Konsens zur Errichtung eines Mädcheninstituts in Landsberg und wiederum lief gleichzeitig ein gleiches Gesuch von den Englischen Fräulein aus Augsburg in der kurfürstlichen Kanzlei ein. Schwierigkeiten aber wurden von allen Seiten gemacht, bis Bürgermeister Hailberger durch Ausstellung eines Reverses, mit welchem er sich verpflichtete, den Ursulinerinnen ein anständiges Haus und 20.000 fl. Kapital zur Errichtung eines Klosters und einer Mädchenschule zur Verfügung zu stellen, diese Schwierigkeiten beseitigte.

Unterm 9. April 1719 beurkundete Bischof Alexander Sigismund von Augsburg, daß Johann Jakob Hailberger, Bürgermeister in Landsberg, untertänigst angebracht habe, mit seiner Ehefrau zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Jugend weiblichen Geschlechts von seinen Mitteln ein Kloster der Ursulinerinnen zu fundieren und zu dem gedachten Zweck ein von allen Servituten freies Haus samt 20.000 fl. zum nötigen Unterhalt legieren wolle, wozu bereits die landesherrliche Genehmigung erteilt wurde, also ihm hiemit die bischöfliche Konsens erteilt, daß die Frauen, allda nach ihren vorgeschriebenen Regeln und den vom Orden gegebenen Statuten unter einer vom Orden confirmierten Oberin stehen und in bischöflichem Gehorsam stehen und verbleiben. Vorbehalten bleibt bei Uebelführung und Ungehorsam exemplarische Strafe oder gar Aufhebung der Niederlassung.

Am 20. April 1719 konnte Fürstbischof Johann Franz von Freising den Ursulinerinnen zu Landshut mitteilen, daß die Klostererrichtung zu Landsberg in Richtigkeit ge-

kommen sei. Und so kamen denn noch im April 1719 eine Oberin mit 4 Frauen nach Landsberg, darunter war eine Klosterfrau, M. Constantia Hailberger, eine Tochter des Stifters, woraus sich wohl erklärt, weshalb Hailberger gerade die Landshuter Ursulinerinnen ausgesucht hatte.

Stadtpfarrer Hagenrainer, der von Landshut aus die genaue Ankunft der Klosterfrauen erfahren hatte, wollte einen feierlichen kirchlichen Empfang durchführen und erbat sich hiezu die Instruktion des bischöflichen Ordinariats in Augsburg, besonders auch darüber, ob er das Te Deum anstimmen dürfe. Das Ordinariat aber teilte lakonisch mit, daß man ein Te Deum nicht für notwendig finde.

Es wäre an sich interessant, weiterhin sich mit den vielseitigen Akten der Ursulinerinnen zu beschäftigen, doch das würde zu weit vom eigentlichen Thema abschweifen. Darum nur noch das Wichtigste. Als geeignete Plätze für das neu zu errichtende Kloster waren die Plätze bei St. Johann und bei St. Leonhard vorgesehen. Die zwischen der Leonhardikapelle — heutiger Klosterack-Durchgang und Blumenladen Schindler — und dem Hailberger'schen Anwesen (Gasthaus „Glocke“) liegenden Häuser wurden käuflich erworben. Kein Geringerer wie Dominikus Zimmermann, damals schon als Baumeister bekannt und berühmt und als Landsberger Ratsherr hochangesehen, entwarf den Plan für Kloster- und Kirchenbau. Die Oberin schrieb damals an den Rat der Stadt:

„Wir würdten auch H. Zimmermanns gemachten Reiß clar zu Remonstrieren undt auff solches Verlangen mündlich noch clärer darthun khönnen.“

Der Plan enthielt Kirche, Schule, Kosthaus und Klausurgebäude. Mancherlei Schwierigkeiten mußten überwunden werden, bis es zum Kloster- und Kirchenbau selbst kam. Daß Dominikus Zimmermann die Pläne zum Kloster und für die Kirche entworfen hat, steht auf Grund des Schreibens der Oberin fest, ob er auch die Bauten selbst ausführte, ist nicht nachgewiesen, denn in den Klosterakten erscheint sein Name nicht mehr, aber auch nicht der eines anderen Baumeisters.

Im Jahre 1720 wurde der Grundstein zur Kirche gelegt, die aber erst am 28. Oktober 1725 durch den Weihbischof Johann Jakob Mayr feierlich eingeweiht wurde, wobei gleichzeitig an 83 Kinder das hl. Sakrament der Firmung gespendet wurde.

Einige Worte seien noch der Klosterkirche vergönnt. Als im Jahre 1907 die Renovierung des Klosters in Frage kam, hieß es in einem fachmännischen Gutachten: „Die Ursulinerinnenkirche bildet mit dem Ursulinerinnenkloster einen einheitlichen Gebäudekomplex, der durch reiche Bemalung der Fassaden als ein malerischer Schmuck der Hauptstraße und als künstlerisch feiner Bestandteil des Stadtbildes von Landsberg sich erweist.“ — Man beachte, daß noch 1907 nur vom Ursulinerinnenkloster und nicht vom Dominikanerinnenkloster gesprochen wird, obwohl das Ursulinerinnenkloster bereits im Jahre 1809 aufgehoben worden war. — Damals sagte dann das Gutachten weiter:

„Die Fassadenmalerei von J. G. Bergmiller aus Augsburg in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts meisterhaft gefertigt, geht einem raschen Verfall entgegen, sodaß, wenn die Stadt Landsberg nicht auf einen künstlerisch feinen Straßenschmuck verzichten will, baldige Erhaltungs- und Ausbesserungsarbeiten in die Wege zu leiten sind.“

Wir wollen hoffen, nachdem bereits Bestrebungen im Gange sind, die Fassade wieder zu erneuern, daß wir uns bald wieder an der herrlichen Fassadenbemalung des Klosters und der Kirche erfreuen dürfen und bitten auch von hier aus die Stadtverwaltung mit Unterstützung des Landesamtes für Denkmalspflege die historisch schönen Fassaden wieder erstehen zu lassen, die uns künstlerisch mehr ansprechen wie gewisse Darstellungen moderner Kunst.

Nach einem Gutachten des Kgl. Generalkonservatoriums für Kunstdenkmale und Altertümer in Bayern

vom Jahre 1907 ist das Innere der Klosterkirche besonders durch die reiche Ausmalung Bergmillers von künstlerisch feiner Gesamtstimmung und ansehnlichem Kunstwert. Als künstlerische Leistung sind auch die beiden zierlichen Stuckmarmoraltäre, die Kanzel, die reich geschnitzten Kirchenstühle, die Kreuzwegrahmen, das Gitter auf den Emporen und der Beichtstuhl hervorzuheben.

Zur Kirche gehört aber auch der Geistliche. Die Ursulinerinnen hatten ihren Klosterbeichtvater, zu Zeiten sogar einen Extra-Beichtvater, als ständigen Geistlichen im Kloster.

Als die Dominikanerinnen das Kloster übernahmen, wurde die Klosterkirche von Maria Himmelfahrt aus vikariert. Dieser Zustand war für das Kloster nicht günstig. Wieder war es ein Landsberger Bürger, der Abhilfe suchte. Der Privatier Joseph Kauth, ehem. Bierbrauer und Wirt, stiftete im Jahre 1860 zur Errichtung eines Benefiziums in der Klosterkirche 4000 fl. (Fortsetzung folgt.)

Die Maltheserapotheke in Landsberg

Der älteste bis jetzt bekannte Hinweis über einen Apotheker in Landsberg ist im Mortuarium der Stadtpfarrei Maria Himmelfahrt im Jahr 1590 vermerkt. (Starb N. Hofstetter, Apotheker). Im 17. und 18. Jahrhundert sind als Apotheker das Geschlecht Genzinger verzeichnet, das etwa 150 Jahre die Stadt- und Garnisonsapotheke inne hatte. Während des österreichischen Erbfolgekrieges war es ein Apotheker Genzinger, der in seiner Eigenschaft als Bürgermeister die Seele der Stadtverteidigung bildete, so daß Landsberg nicht eingenommen werden konnte. Ausweislich einer Gedenktafel war die Apotheke in dem Anwesen Hauptplatz Hs.-Nr. 146/147 (Marienapotheke) untergebracht.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts richteten die Jesuiten in ihrem Kollegium eine eigene Apotheke ein, die von der Gräfin v. Helfenstein, der Frau des in Landsberg amtierenden Pflegers, finanziert wurde. Die Notwendigkeit ergab sich aus dem Umstande, weil das hiesige Jesuitenkolleg das Noviziat der oberdeutschen Provinz (später Provinz Bayern) war und von hier aus die Entsendung der Missionare nach Uebersee erfolgte. Die Apotheke scheint ziemlich geräumig gewesen zu sein, nachdem hierfür 6 große Zimmer (im jetzigen Spital) benützt wurden. Eine Abgabe von Medikamenten außer an Klosterangehörige war, Notfälle ausgenommen, nicht gestattet. Daß diese Notfälle keine Ausweitung erfuhren, darüber wachte der jeweilige Stadt- und Garnisonsapotheker besonders scharf. Nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 wurde die Apotheke von den noch hier weilenden alten Ex-Jesuiten (die anderweitig keine Verwendung fanden) bis 1783 weitergeführt und ihnen ein reales Recht („Privilegium ExKollegii“) eingeräumt. Nachdem 1781 die Güter des Jesuitenordens dem Maltheserorden zugeteilt worden waren, ging auch die Apothekengerechtsame an diese über. Am 25. März 1783 wurde die Apotheke laut Kaufbrief samt allen Requisiten und der Gerechtsame an den Stadt- und Garnisonsapotheker Maier um 2500 fl verkauft. Nach dessen Ableben heiratete seine Witwe 1797 den Apotheker Georg Eberl, der die Apotheke weiterführte. Am 23. 12. 1833 ging die Apotheke durch Verheiratung der Tochter der Vorgenannten, Karolina, an den Apotheker Max Jägerhuber über. Durch Erkenntnis (amtl. Bestätigung) des kgl. Landgerichtes Landsberg vom 21. 11. 1839 wurde ausgesprochen und anerkannt, daß die sog. Malthesergerechtsame als ruhend betrachtet wurde. Es waren also die Gerechtsame des Stadt- und Garnisonsapothekers und die Malthesergerechtsame in einer Hand vereinigt.

Im Jahre 1857 traten 3 Bewerber an den Stadtmagistrat mit der Bitte heran, es möchte eine zweite Apotheke errichtet werden, weil in sanitätpolizeilicher Hinsicht ein wahrhaftes Bedürfnis bestehe. Apotheker Jägerhuber erklärte sich für den Fall, daß das Bedürfnis von seiten des kgl. Staatsministeriums anerkannt werde, dem Stadtmagistrat gegenüber bereit, das bisher ruhende sog. Maltheserrecht in vorschriftsmäßiger Weise derart auszuüben, daß eine eigene Offizin errichtet und die Geschäftsführung durch einen geprüften Apotheker vorgenommen werde. Er selbst würde die Stadtapotheke besorgen. Mit Beschluß vom 1. 7. 1857 genehmigte der Stadtmagistrat die Ausübung beider getrennten Rechte mit der Maßgabe, daß die Durchführung in eigener Person unter eigener Haftung und Mitwirkung zu erfolgen habe. Die Ausstellung der Konzessionsurkunde erfolgte am 10. 7. 1857. Am 2. 9. 1857 wurden

beide Gerechtsame (Stadtapotheken- und Maltheserapothekengerechtsame) an den Apotheker Anton Böhm verkauft, 1868 wurde an den Stadtmagistrat durch den Pharmazeuten Adalbert Lunglmayr erneut mit der Bitte herangetreten, die Genehmigung zur Ausübung einer zweiten Apotheke erwirken zu wollen. Die Regierung von Oberbayern lehnte das Gesuch mit der Begründung ab, daß sich die Verhältnisse zu Gunsten der Errichtung einer zweiten Apotheke nicht gebessert, sondern sich verschlimmert haben. Ein weiteres Gesuch des Pharmazeuten Franz Dümlein vom Jahre 1872 wurde in derselben Weise verbeschieden. Nachdem die Errichtung einer zweiten Apotheke für die Dauer nicht hinausgeschoben werden konnte und um Einfluß auf die personelle Besetzung zu haben, errichtete Apotheker Böhm im Haus Nr. 169 am alten Hafenmarkt, (das er am 2. 9. 1857 von Apotheker Jägerhuber kaufte), eine zweite Apotheke. Am 9. April 1874 erwarb Apotheker Edmund Kammerl das Haus nebst teilweiser Einrichtung der Offizin als Realrecht und erhielt die Bewilligung zum Betriebe der Apotheke am 11. 6. 1874. Dieses Gebäude war früher eine Stallung mit Stadel und wurde 1866/67 von dem seinerzeitigen Besitzer Konrad Fischer als Wohnhaus mit Remise, Waschküche und Hofraum neu errichtet.

Am 1. 10. 1887 wurde die Apotheke durch Ludwig Fürholzer übernommen. Die Konzessionsurkunde am 15. 12. 1887 ausgestellt. Nach Kaufbrief vom 16. 3. 1894 übernahm die Apotheke Michael Altmann, Apotheker aus Elzach. Schon nach einigen Monaten, am 14. 7. 1894 wurde die Apotheke an Ludwig Brack, Apotheker aus München, weiterverkauft. Nach dessen Tod ging die Apotheke an seinen minderjährigen Sohn Ludwig über. (Gerichtliche Verfügung vom 31. 12. 1895). Im folgenden Jahre wurde die Apotheke am 22. 2. 1896 von Josef Wiedemann gekauft. Laut Verkaufsurkunde des Notariats Landsberg I vom 24. 9. 1906 ging die Apotheke in den Besitz des Apothekers Hans Dorfner über. Für Immobilien wurden 100 000 M, für Mobilien 95 000 M entrichtet. Nach dessen Tod ging die Apotheke mit Wirkung vom 26. 1. 1937 an seine Witwe Karolina und seine Tochter Paula über, die selbst als Apothekerin promovierte und nun zusammen mit ihrem Gatten, Apotheker Hubert Geisendörfer die Apotheke führt. M.

Aus der Vereinsgeschichte

Im Jahre 1943 trat der Historische Verein mit einem Vortrag über Dominikus Zimmermann letztmals an die Öffentlichkeit. Nach dem Zusammenbruch konnte sich eine Vereinstätigkeit nicht entfalten. Als dann die Möglichkeit zu einer Lizenzierung gegeben war, richteten Adalbert Maier und Paul Winkelmayer am 22. Mai 1947 einen Antrag an Bürgermeister Überreiter, mit der Bitte, die Lizenzierung des Vereins in die Wege zu leiten. Am 11. Juni 1947 wurde im Herkomersaal eine Vorbesprechung gehalten und bereits 8 Tage später die Gründungsversammlung anberaumt. Unsere alten, treuen Mitglieder hatten sich eingefunden, Vorstandschaft und Ausschuß wurde gewählt und die Satzungen beschlossen. Anschließend hielt 2. Vorsitzender Winkelmayer einen Vortrag über das „100jährige Jubiläum der Dominikanerinnen“. Am 23. Juni 1947 erhielt der Verein die Lizenz.

Der Vereinsausflug 1947 führte bei überaus starker Beteiligung die Mitglieder und Gäste am 17. August 1947 nach Vilgertshofen, Issing und Wessobrunn. Dort sprach in der Kirche der 2. Vorsitzende über das „Testament des letzten Abtes von Wessobrunn, Damaszenus v. Kleinmayr“.

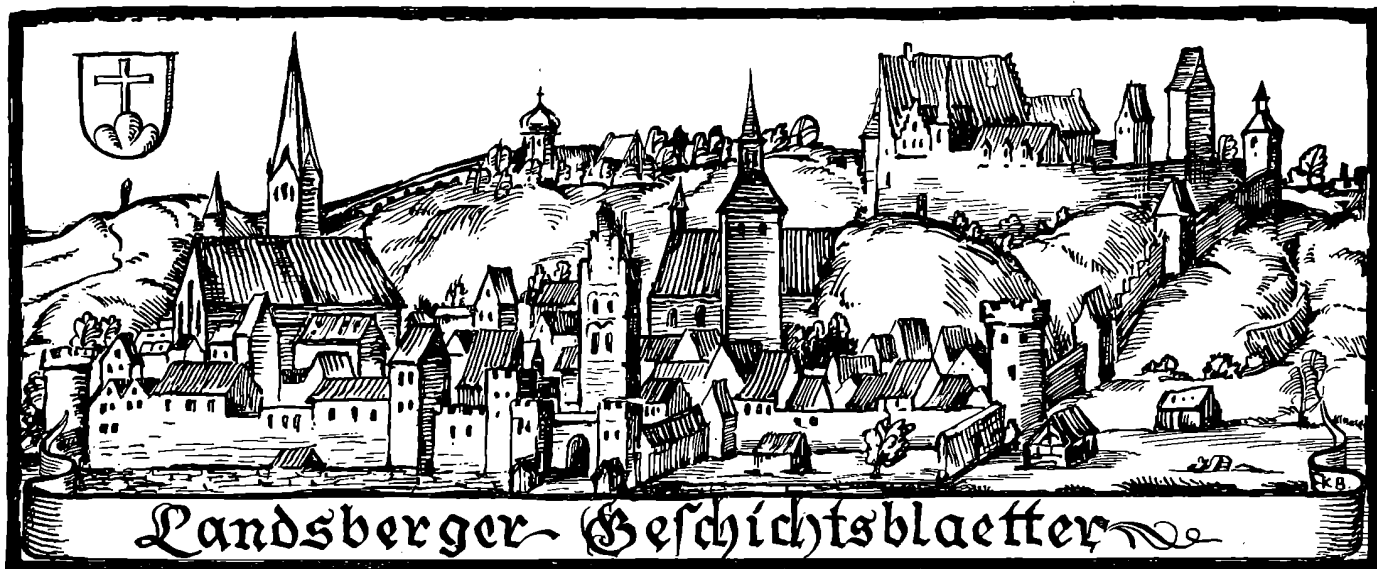
Am 9. Dezember 1947 fand der erste Vereinsabend mit einem Vortrag des 1. Vorsitzenden Maier über „Landsberg in der 2. Hälfte des Dreißigjährigen Krieges“ statt, der ein übervolles Haus erzielte.

Am 12. September 1948 führte der Verein wieder einen wohlgelungenen Heimatausflug nach Eresing, Walleshausen und Egling durch, um die schönsten Kirchen des unteren Kreises unter sachkundiger Führung zu besichtigen. Im Gasthaus Walcher in Pestenacker klang der schöne Ausflug angenehm aus.

Unser Museum ist mit den schönsten Sammlungsgegenständen im Mutterturm aufgebaut und bildet hier ein Schmuckkästchen eines Heimatmuseums, auf das wir besonders stolz sein können.

Die Mitgliederzahl ist im Wachsen, mögen sich aber die noch ferne stehenden Heimatfreunde jetzt wieder unserem Verein anschließen. Die Heimat und ihre Geschichte, der wir dienen, kann uns niemand nehmen.

Dankbar sei des im Jahre 1947 verstorbenen Geistl. Rates Georg Heilmair gedacht, der viele Jahre Schriftführer des Vereins war und zahlreiche Vereinsabende mit seinen tief-schürfenden Vorträgen ausfüllte.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 2

38. Jahrgang

1948

Landsberg in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges 1634-1648

(Fortsetzung.)

Nach einer Urkunde vom 19. Oktober 1634 betrug die Landschaft zu Landsberg, die vor dem Kriege 1100 Köpfe stark gewesen, mehr nicht als 200 Bürger. Auch Dellinger gibt die Zahl der Bürger mit 202 an. In dieser schwierigen Zeit zeigte sich die geistliche und weltliche Obrigkeit auf der Höhe ihrer Aufgabe. Allen voran zeichneten sich die Jesuiten aus. Zwei von ihnen, Pater Marzell und Pater Paitinger starben als Opfer der Nächstenliebe. Tapfer und unentwegt blieben sie auf ihren Posten und suchten allerorten zu helfen und zu trösten. Hiezu berichtet der Chronist, daß dieses heroische Beispiel das meiste beigetragen hat, den Schrecken zu mildern und den Lebensmut zu heben. Wenn auch keine eigentlichen Kriegshandlungen in dieser Zeit stattfanden, so durchstreiften doch eigene und feindliche Truppenkörper unsere Gegend, raubten den Bauern und Bürgern ihre Lebensmittel und verbrannten des öfteren ihre Wohnungen. Um ihren Zweck zu erreichen, wandten die Schweden die übelsten Grausamkeiten an. Dies erbitterte die Bauern des bayerischen Oberlandes so sehr, daß sie erklärten, keinen Soldaten mehr, möge er Schwede, Kaiserlicher, Bayer oder Spanier heißen, in die Winterquartiere aufzunehmen; denn alle ohne Unterschied wären nichts wert. Ihre Güter, Weiber und Töchter eigne sich jeder an, wer Uniform trage. Sie setzten sich deshalb in Verteidigungszustand und jagten die Soldaten aus ihren Orten. Auch in Dieben traten die Bauern zusammen und vertrieben die Soldateska. Infolge der unsicheren militärischen Verhältnisse erschien es für Landsberg nicht ratsam, die Anforderungen der Schweden abzulehnen. Dem schwedischen Statthalter von Augsburg mußte die Stadtkammer vom Januar bis September 1634 1350 Gulden entrichten. Außerdem mußte sie in dessen Küche Naturalien liefern, die nur gegen teures Geld erhältlich waren.

Die Schlacht bei Nördlingen hatte zur Folge, daß die Schweden aus Bayern vertrieben wurden. Nach viermonatlicher Belagerung wurde auch die Reichsstadt Augsburg, der Kern und Stützpunkt der feindlichen Macht, am 24. März 1635 eingenommen. So alt und vielfach die Beziehungen zwischen Augsburg und Landsberg waren, so groß war die Rivalität und die Gegnerschaft,

die hauptsächlich durch den Städtekrieg entstanden, in den Religionswirren neue Nahrung gefunden und durch den Krieg zum offenen Ausbruch kam. In unbegreiflicher Verblendung und Verleugnung jeden vaterländischen Gefühls wetteiferten viele protestantische Bewohner der Reichsstadt nicht nur in der gewaltsamen Unterdrückung Andersgläubiger mit den Schweden, sondern sie stachelten letztere geradezu an, durch Plünderungen und Grausamkeiten die katholische Bevölkerung des Lechrains möglichst zu verderben. Der Bericht, den Landsberg am 28. April 1635 an den Kurfürsten sandte, läßt dies zur Genüge erkennen. Zusammenfassend sei erwähnt, daß der von den Augsburgern angerichtete Schaden auf über 200 000 Gulden geschätzt wurde. Wenn auch über die Höhe des geschätzten Betrages die Meinungen der Historiker auseinandergehen, so gilt doch als feststehende Tatsache, daß bei gegenteiligem Verhalten mancher Augsburger Bürger, Landsberg und der Lechrain vor vielem Schaden bewahrt worden wäre.

Nach dem Abzug der Besatzung gingen die Bürger daran, die Stadt von Schutt und Unrat zu säubern. Die zerstörten Häuser wurden wieder aufgebaut und die Wohnungen instandgesetzt. Die Festungsmauern wurden ausgebessert und die beiden Brücken wieder benutzbar gemacht. Zur Instandsetzung des Bayertores wurde der Hofwerkmeister Isaak Pader zu Rate gezogen. Die unkrauteten und mit Gestrüpp überzogenen Felder wurden wieder kultiviert und die Straßen, die sehr stark gelitten hatten, wieder befahrbar gemacht. Auch der Handel fing an, sich langsam wieder zu heben und ein reges Treiben und Schaffen schien sich wieder einstellen zu wollen. Die Maßnahmen, die unter den Bürgermeistern Herele, Reiter, Schorer und Erhardt durchgeführt wurden, verdienen Anerkennung und Bewunderung. Die Ausbesserung des stark beschädigten Lechwehres wurde mangels geeigneter Fachleute und Materials vorerst zurückgestellt. Im August 1637 trat das längst Gefürchtete ein. Infolge eines Hochwassers, das die Dämme zum Einsturz brachte und das ohnehin schon schadhafte Wehr zerstörte, ergossen sich die Fluten in die niedrig gelegenen Straßen der Stadt. Die Mauer an der langen Fahrt stürzte ein und die beiden Lechmühlen wurden durch die Gewalt des Wassers fortgerissen. Besonders großen Schaden richtete das Hochwasser in der Nähe der Sandauerbrücke an. Das Unglück erforderte rasche Abhilfe und beanspruchte die ganze Kraft der schwer heimgesuchten Stadt. Der Aufbau der zerstörten Lechmühlen

war umso notwendiger, als bereits der Hunger an die Tore der Stadt pochte. Die Durchführung der Arbeiten wurde mit großem Eifer betrieben. Überraschend brach inmitten der Tätigkeit am 2. Dezember 1637 ein neues Hochwasser herein und zerstörte einen großen Teil des begonnenen Baues. Trotz alledem verlor man den Mut nicht, sondern arbeitete rüstig weiter. Im Frühjahr des Jahres 1638 waren die Bauten soweit gediehen, daß der Lech als Wasserstraße nach Augsburg benützt und die beiden Lechmühlen in Gang gebracht werden konnten.

Die gotische, silberne Monstranz der Stadtpfarrkirche ist laut Inschrift ein dankbares Vermächtnis der Landsberger Bürgerschaft zur Erinnerung an überstandene Leiden und die Drangsale im Schwedenkrieg, der verheerenden Pest und der großen Wassersnot.

Die Kriegssteuer, welche im Jahre 1638 von jedem Bürger und Bauer entrichtet werden mußte, betrug von jedem Haus 15 Kreuzer. Der vierspännige Bauer bezahlte 2 Gulden, der zweispännige 1 Gulden.

Vom Eimer Bier mußten 15 Kreuzer und von jedem Pfund Fleisch, das die Metzger auswogen, 3 Kreuzer entrichtet werden.

Obwohl Landsberg durch Vermittlung des Jesuitenrektors einen Freiheitsbrief erhielt, wonach es von allen Quartierlasten verschont sein sollte, konnte diese Anordnung nicht immer eingehalten werden. So lagen im Jahre 1635 die Wahlschen Dragoner 6 Monate hier im Quartier. Von diesem Zeitpunkt ab blieb Landsberg bis zum Jahre 1644 von weiteren Einquartierungen verschont.

Man möchte annehmen, daß der Krieg mit seinen Folgen die ganze Kraft des Gemeinwesens in Anspruch genommen hätte. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie man in Landsberg, einer Stadt, die über verhältnismäßig nur bescheidene materielle Mittel zu verfügen hatte, unter den Wirren des Krieges, der dem Bürgertum so tiefe Wunden geschlagen, den Drang und das Streben nach Bildung nicht verlor. Während in Deutschland das durch die Reformation gesteigerte Schulwesen im Niedergang begriffen war, entstand hier in dem durch die Jesuiten gegründeten Gymnasium ein Mittelpunkt des geistigen Strebens, der für die damalige Zeit von nicht zu unterschätzendem Einfluß war. Die Vorarbeiten zur Gründung eines Gymnasiums gehen bis auf das Jahr 1614 zurück. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten konnte der Unterricht am neu errichteten Gymnasium am Tage nach St. Xaver 1641 begonnen werden. Bei der Eröffnung waren u. a. auch der Abt von Andechs, sowie die Prälaten von Dießen, Wessobrunn, Rottenbuch und Steingaden anwesend. Als Schulhaus wurde nach Zöttl einstweilen das Helfensteinsche Haus verwendet. Die Jahresbriefe der Jesuiten von 1641 berichten: Das Gymnasium, das der Magistrat von Landsberg schon lange erbeten, wurde endlich in diesem Jahre mit 5 Klassen errichtet. Im Jahre 1642 trat die Rhetorik, 1650 die Logik hinzu. Nachdem die Stadt fast 10 Jahre lang von Quartierlasten unbehelligt geblieben war, wurde sie Ende 1644 mit einer Infanterieabteilung belegt. 1645 sind verschiedene Truppeneinzüge, die Einquartierung einer starken Abteilung des Gildehasischen Regiments und die vorübergehende Unterbringung von 60 Verwundeten aus der Schlacht von Allerheim verzeichnet.

Während der 13jährigen Ruhepause fing das kleine Gemeinwesen an, sich wieder in schönster Weise zu entwickeln. Die klaffenden Wunden, die der unbarmherzige Krieg geschlagen, begannen allmählich zu vernarben. Mit gesteigertem Interesse verfolgte man die Kriegereignisse, die sich im Elsaß, in Norddeutschland, sowie in Böhmen abspielten. Allein nichts war imstande, den Feind von Bayern fernzuhalten. Die Schlacht von Allerheim ging verloren und die bayerische Armee erhielt durch die Verluste seiner besten Heerführer eine schwere Einbuße. Dennoch ließ sich Maximilian nicht beirren und setzte den Kampf mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte fort.

Torstenson, der eine rasche Entscheidung herbeizuführen wünschte und in dem nie rastenden Kurfürsten die Seele des Widerstandes erblickte, drang darauf, daß die Kampfhandlungen nach Bayern verlegt würden, um den Kurfürsten so am besten zu treffen. Ein von ihm

verfaßter Bericht besagt, daß weder Frankreich, noch Schweden zum Ziele kämen, ehe nicht Bayern vernichtet würde. Maximilian, bereits hochbetagt, ein Fürst von seltener Umsicht und Tatkraft, sah die Entwicklung der Dinge klar voraus. Er beschloß daher, den Krieg mit den letzten Opfern fortzusetzen. Neue Truppenaushebungen wurden angeordnet. Die im Lechrain ausgehobenen Truppen sammelten sich in Landsberg. Am 4. Februar 1646 wurden hier 107 Dragoner des Kreuz'schen Regiments beritten gemacht; am 9. Februar lagen die Dragoner des Obersten Kreuz in Landsberg, am 13. Februar die Sporkischen und am 4. März die Jungkolbischen Reiter.

Immer drohender wurde die Lage. Karl Gustav Wrangel, der an Torstensons Stelle getreten war, verließ Böhmen in der Absicht, sich mit Vicompte von Turenne zu verbinden. In gemeinsamer Operation wollte er seine Gegner an die Donau treiben und in Bayern einbrechen. Im Juli 1646 erfolgte die Vereinigung bei Fritzlar. Die zerfahrene und planlose Kriegsführung der Oesterreicher und Bayern öffnete ihren Feinden die Bahn nach Franken, Bayern und Schwaben. In zwei Heersäulen, Turenne westlich, Wrangel östlich, schoben sie sich nach der oberen Donau zu, die sie bei Lauingen und Donauwörth überschritten. Maximilian, empört über die planlose Strategie des Wiener Hofes, schickte mehrere Kurieri an den Befehlshaber des Bayerischen Heeres, Grafen Huyen-Geleen, um diesen zu veranlassen, die Donau zu verteidigen. Ebenso wurde versucht, Erzherzog Leopold zu einem gemeinsamen Vorgehen mit dem bayerischen Heerführer an die Donau zu bewegen. Mit Anspannung seiner letzten Kräfte suchte er das Unheil abzuwenden. Die ganze Landwehr wurde unter die Waffen gerufen und alle strategisch wichtigen Plätze wurden besetzt und besetzt. Augsburg, das er zu seinem Vorfeld gehörig betrachtete, ließ er auffordern, sich mit dem Feinde in keine Neutralität einzulassen. Die dortige Besatzung erhöhte er auf 1800 Mann. Aber alle Maßnahmen wurden durch die unerklärliche, zerfahrene Kriegsführung des Wiener Hofes vereitelt. Der Erzherzog und der bayerische Feldmarschall kamen zu spät. Ungehindert konnten die Schweden den Lech überschreiten. Nur die Städte Rain und Augsburg leisteten den vorrückenden Schweden Widerstand. Die Gegend zwischen Lech und Isar wurde von ihnen besonders arg mitgenommen. Um mit dem Chronisten zu sprechen, hielt der Feind in der einen Hand die glühende Brandfackel, in der andern das schneidige Schwert. Überrascht durch das rasche Vordringen der Schweden, flüchtete der Kurfürst aus München, mit ihm zahllose Familien. Auch in Landsberg herrschte eine ähnliche Panikstimmung. In Erinnerung an die Schreckenstage des Jahres 1633 rafften die vermöglichen Bürger voll ängstlicher Eile den Rest ihrer Habseligkeiten zusammen und flüchteten in das Gebirge oder in die Wälder. Der Stadtrat packte alle wichtigen Urkunden und sonstigen Wertsachen zusammen und schickte sie nach Traunstein. Das wenige Geld der Stadtkammer wurde in Sicherheit gebracht und für den Notfall 105 Gulden auf dem Rathaus unter dem Dach versteckt. Die meisten Einwohner hatten die Stadt verlassen, nur eine kleine Besatzung blieb zum Schutze zurück.

Auch im Bezirk Landsberg hatte ein großer Teil der Bevölkerung die Flucht ergriffen. Der Feind trieb die Flüchtigen vor sich her. „Ich sah die Kinder“, sagt der zeitgenössische Abt Friesenegger von Andechs, „deren jedes mit seinem Päckchen daherweinte. Mütter, die mehrere Kinder, zwei auf dem Rücken und eines auf dem Arm, daherschleppten. Männer, die ihre Karren mit Kleidern und Nahrungsmitteln mühsam dahinzogen oder ein oder mehrere Stücke Vieh vor sich hertrieben.“

Am 23. September 1646 erschien Kapitän Bouch in Landsberg und besetzte die Stadt mit 60 Dragonern. Er scheint ohne Widerstand eingezogen zu sein, denn die Stadt war, wie Mäurer sagt, ohne Besatzung und bei den zurückgebliebenen Bürgern war erklärlicherweise die Lust zum Kampfe gering. Nachdem das feindliche Lager vor Augsburg am 30. September 1646 erhebliche Verstärkung erhielt, wurde auch die schwedische Besatzung in Landsberg bedeutend vermehrt.

(Fortsetzung folgt.)

100 Jahre Dominikanerinnenkloster in Landsberg a.L., 1845 - 1945

(Fortsetzung.)

Da aber die Einkünfte aus dieser Stiftung nicht ausreichten, um einen Benefiziaten anständig zu besolden, tat auch der Magistrat der Stadt ein übriges und bewilligte für den Benefiziaten jährlich 4 Klafter = 12 Ster Fichtenbrennholz vom Hl. Geistspital. Diese Leistung wird noch heute seitens der Stadt dem Benefiziaten gegeben, nur seit der Brennholzwangsbewirtschaftung teils in natura, teils in bar. Weiterhin stellte die Stadt dem Benefiziaten eine freie Wohnung im Kloster zur Verfügung und übernahm dafür die Baulast.

Das bischöfliche Ordinariat Augsburg begrüßte die Bestellung eines Benefiziaten für die Klosterkirche mit Schreiben vom 12. Oktober 1860 wie folgt:

„Wir erkennen vollkommen an, wie es ebenso zweckmäßig als wünschenswert erscheint, daß in der Klosterkirche der Dominikanerinnen zu Landsberg a. L. ein ständiger Priester bzw. ein eigener Benefiziat aufgestellt wird, welcher für die dort im Kloster in Klausur lebenden Klosterfrauen täglich die hl. Messe liest, an den herkömmlichen Ordensfesten die Gottesdienste hält und zugleich für die Mädchen, welche die Klosterschule besuchen, die Schulmesse celebriert. Die Stiftung des fraglichen Benefiziums ist daher eine wahre Wohltat.“

Da die nunmehr vorhandene Dotation für die Besoldung des Benefiziaten doch noch nicht ganz ausreichte, stiftete der Landrichter, Bezirksamtmann Karl v. Nagel für seine verstorbene Gattin zum Benefizium 1000 fl., wie auch die Hucklerswitwe Barbara Bernhard ebenfalls 1000 fl. stiftete. Die Dominikanerinnen erklärten sich ebenfalls zu einer Stiftung von 1000 fl. bereit, reduzierten diese dann aber auf 500 fl., weil sie bereits 520 fl. im Grundstocksvermögen angelegt hatten. Dagegen verpflichtete sich der Konvent jährlich 50 fl. auf Grund einer alten Stiftung, deren Kapital mit 2500 fl. zwar verloren gegangen ist, zu leisten und diese 50 fl. alljährlich zur Dotation des Benefiziaten beizusteuern. Es handelte sich hier um die Stiftung des Johann Georg Bauer, die dieser im Jahre 1734 zur Klosterkirche machte mit der Bedingung, daß dort jeden Sonntag eine Elf-Uhrmesse gelesen werde. Zur weiteren Besoldung des Benefiziaten leistete der Konvent nochmals 50 und weitere 20 fl. jährlich, so daß das Kloster also die ansehnliche Summe von 120 fl. aufbrachte, was die Priorin M. Ignatia Lautenbacher einem verehrlichen Magistrat ergebenst mitteilte.

Doch kehren wir nun nochmals kurz zu den Ursulinerinnen zurück. Die Ursulinerinnen richteten sich ein, nahmen auch die Wirtschaft in die Hand, kauften Grundstücke, betrieben Oekonomie und sogar eine Brauerei in eigener Regie, was uns wohl auch die Herkunft des Namens „Nonnenbräu“ erklärt. Ja, die Ursulinerinnen weiteten sich aus, kauften Westerschondorf und die zwei Pössingerhöfe um 45 000 fl. 51 kr. und außerdem 100 Tgw. Wald, wobei sie allerdings stark in Schulden gerieten. Trotzdem aber wurde bei der Säkularisation das Klostervermögen noch mit 18 043 fl. 51 kr. veranschlagt.

Als im Jahre 1809 das Kloster aufgelöst wurde, erklärten sich 3 ehem. Klosterfrauen bereit, als weltliche Lehrerinnen Unterricht an der Mädchenschule weiter zu erteilen. Mit Entscheid des Generalkommissariats vom 8. Oktober 1813 wurde angeordnet, daß die Klostergebäude als Schule für die Knaben und Mädchen als Supplimentarstudien- und als Wohnungen für das gesamte Lehrpersonal zu dienen haben.

So war das Schulwesen wieder geregelt, aber nicht zur Zufriedenheit der Landsberger Eltern. Die Eltern waren mit der Schulführung der Ursulinerinnen außerordentlich zufrieden gewesen. Im Laufe der Jahre nach der Säkularisation zeigte sich wieder mehr und mehr ein Abfallen der Schulleistungen seitens der weltlichen Lehrkräfte und — nicht nur in Landsberg, sondern auch anderwärts — zeigten sich Bestrebungen, die unter der Regierung König Ludwig I. sehr gefördert wurden, wieder klösterliche Lehrkräfte für die Mädchenschulen zu gewinnen. In der Landsberger Gemeindeverwaltung häuf-

ten sich die Anträge auf Wiedereinführung klösterlichen Unterrichtes, so daß Bürgermeister Kloo die nötigen Vorarbeiten einleitete.

Am 30. November 1843 beschloß der Magistrat die Wiedererrichtung einer Klosterschule zu betreiben und diese zu dotieren mit

1. der Ursulinerinnenstiftung mit all ihren 5 Gebäuden, 2 Holzteilen mit 4 Tgw. 62 Dez., den Kapitälchen mit 13 546 fl. 46 kr. und den Bodenzinsen mit $\frac{1}{4}$ und $2\frac{1}{2}$ Sechzehntel und einem Viertel,
2. mit einem jährlichen Zuschuß aus der Schulstiftung in Höhe von 400 fl., die später auf 500 fl. erhöht wurden,
3. mit 15 Klafter Brennholz aus der Spitalstiftung und
4. mit einem jährlichen Zuschuß von 300 fl. aus der Stadtkammerkasse.

Bei den Verhandlungen ergab es sich nun, daß diese Dotation für einen selbständigen Konvent nicht ausreichte, weshalb der Magistrat sich entschloß, noch sämtliche Baukosten für die Einrichtung und die gesamte Baulast für späterhin auf die Stadt zu übernehmen, bis die Lasten abgedeckt waren, was bereits im Jahre 1863 der Fall war. Auf diese Weise kam nun unterm 12. März 1845 ein Vertrag mit der Priorin M. Benedikta Winterholler des Konvents zu St. Ursula in Augsburg zustande.

Es sollte eine Oberin, 3 Elementarlehrerinnen, 1 Arbeitslehrerin, 1 Laienschwester und eine Ausgeherin den neuen Konvent bilden. Die Dominikanerinnen hatten den Werk- und Feiertagsschuldienst für die Mädchen zu übernehmen.

Nachdem die Kgl. Regierung in München den Vertrag genehmigt hatte, erfolgte am 29. September 1845, dem Tag des hl. Michael, des Kämpfers und Streiters zur Ehre Gottes, die feierliche Einführung der Dominikanerinnen in Landsberg mit der Priorin M. Ignatia Lautenbacher.

Hundert Jahre arbeiten nun die Dominikanerinnen in Landsberg. Unter ihrer Leitung wurde das Kloster noch ausgebaut und vergrößert, das alte Mädchenschulhaus wurde abgebrochen und durch Erwerb weiterer Häuser am Leonhardiplatz durch die Stadt, konnte im Jahre 1904/05 das heutige moderne Mädchenschulhaus im Anschluß an den Klostertrakt erstellt werden. Die frühere 4 klassige Volksschule wurde im Laufe der Jahrzehnte zu einer 8 klassigen Schule vergrößert. Die Feiertagschule konnte zu einer Hauswirtschaftlichen Berufsschule umgewandelt und nach dem 1. Weltkrieg im Gebäude der ehem. Präparandenschule in der Bayervorstadt, als dem neuen Berufsschulgebäude untergebracht werden. Allerdings mußte die Schule nach dem Zusammenbruch 1945 dort räumen, da das Schulgebäude von der Besatzungstruppe beschlagnahmt wurde. Aber nicht allein die Volks- und Fortbildungsschulen unterhielten die Frauen, sie schufen eine Präparandie zur Ausbildung klösterlicher und weltlicher Lehrkräfte, gaben Stunden in fremden Sprachen, Musik, Zeichnen, Stenographie, Schreibmaschine, unterwiesen Mädchen und Frauen in den Künsten weiblicher Handarbeiten, errichteten Näh- und Schneiderstuben, bekamen die Kleinkinderbewahranstalt und die Mädchenwaisenanstalt zugeteilt, besorgten die Kirchenwäsche für die umliegenden Pfarreien, stickten Paramente und betätigten sich als Hostienbäckerrinnen. So fand sich eine ungeahnte Fülle von Arbeit ein, die nur zum Besten und zum Segen für die weibliche Jugend, die Familien und somit für die ganze Stadt und den Bezirk sich auswirkte.

Im Jahre 1910 ermöglichte eine großherzige Schenkung die gründliche Restaurierung der Klosterkirche und den Einbau einer neuen Orgel. Die Pflege der Kirche, der man an der schlichten Außenfassade den Schatz, den sie im Innern birgt, nicht ansieht, war dem Orden stets eine besonders verpflichtende Angelegenheit.

Neben dem Schulbetrieb aber sorgte der Konvent, der sich in den langen Jahren mehr und mehr vergrößerte, auch für die Ernährung durch Betätigung in der Landwirtschaft. Das Kloster erwarb Schloß Pöring bei Pitzling, das später wieder verkauft wurde, um in Landsberg das heutige Klostergut zu schaffen, das heute, wie immer seit langen Jahren, als Mustergut bezeichnet werden darf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Scagliola-Arbeiten Dominikus Zimmermanns

von Hugo Schnell*)

Den Scagliola-Arbeiten des Deutschen Barock und Rokoko wurde bisher kein Augenmerk zugewendet. Über ihre Technik, die aus Italien kam, gibt auch das italienische Schrifttum nur geringen Aufschluß. Ähnlich wie die Herstellung der Stuckmarmorsäulen zunächst echten Marmor nachahmte, sich später aber mit eigenen Zielen verselbständigte, so stehen auch die Scagliola-Arbeiten anfangs unter dem Einfluß der italienischen Marmoreinlagearbeiten (Intarsien), bis sie, vor allem in Süddeutschland, eine so hohe Vollkommenheit und Eigenständigkeit erreichten, daß sie sich das Feld eigenen Kunstzweiges eroberten. An die Stelle dünner farbiger Marmorplättchen treten bei den Scagliola-Arbeiten, die dem größeren Gebiet des stucco lustro, des „Marmoliers“, angehörten, millimeterdünne gefärbte Stuckmarmorteile, die in die Vertiefungen eines feuchten, meist schwarzen Untergrundes nach vorliegender Pausenskizze ein- und zusammengesetzt wurden. Eine andere Technik pflegte die unmittelbare Malerei auf feuchtem Stuckgrund.

In Bayern hatte sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Kurfürst Maximilian d. Gr. die Scagliola-Technik, die er als Monopol hütete, eingeführt. Der Chemiker Joachim Jakob Becher bezeichnete im 18. Jahrhundert die in München gepflegte Kunst mit Recht als „Bayrische Stocator-Arbeit“. Unter anderem wurde die Haltbarkeit der bayerischen Technik gerühmt, die sich bis heute bewährt.

Dominikus Zimmermann griff für seine Arbeiten eine vor ihm schon bekannte, der bayerischen Art nahe-stehende Form auf und wandte ein etwas verändertes Mischverfahren an. Er übermalte die zusammengesetzten Stuckmarmorteilchen weitgehend und verband zwei Techniken.

Die Oberflächenbehandlung scheint die Jahrhunderte über im wesentlichen gleichgeblieben zu sein. Man benutzte hierzu sechs verschiedene Steine, vom Bimsstein bis zum Blutstein, und verschiedene Fette. Die abgeriebenen und eingefetteten Platten wurden heiß „gebügelt“ und abschließend ziemlich lange mit Wollappen glänzend gerieben.

Die Herstellung von Scagliola-Tafeln erforderte eine sehr hohe Gewandtheit. Die Meister der Scagliola-Kunst sind selten. Namentlich sind uns in Süddeutschland sehr wenige Meister bekannt. Hier seien nur diejenigen aufgeführt, die zu Dominikus Zimmermann in irgendeiner Beziehung stehen. Der Münchener Hofstukkator Blasius Pfeiffer, der sich auch Fistulator nannte, durfte seine hervorragend beherrschte Technik nur in kurfürstlichen Diensten ausüben (1587—1622). Sein Hauptwerk ist die Wandverkleidung der Reichen Kapelle der Münchener Residenz (1607), die nach Aussage Kaspar Buchmüllers auch ihm noch fruchtbare Anregungen gab. Bl. Pfeiffers auch von Franzosen und Spaniern hochgeschätzte Kunst vererbte sich auf Sohn und Enkel. Etwa 1666—1670 schuf eine „Frau Stukkatorin“, deren Name und Herkunft unbekannt ist, die interessantesten Scagliola-Tafeln im Chorgestühl und an den äußeren Pilastern des acht-eckigen Benediktinerchores der Stiftskirche St. Lorenz in Kempten im Allgäu¹⁾. Einige Blumenmotive, die vor allem in den Altareinlagen des dortigen Castolusaltars erscheinen, übernahm D. Zimmermann fast wörtlich. Auch die eigenartige Farbmischung einzelner Vasen der Pilasterverkleidungen, ein dunkles Rotviolett mit weißen Punkten, für das der Ausdruck Blutspeck geprägt wurde, kehrt bei D. Zimmermann, z. B. im Neumünster in Würzburg, wieder. Das Kemptener Chorgestühl mit Scagliola-

Einlagen wirkte beispielhaft. Bald nach der Entstehung des Kemptener Werkes schuf der Architekt Kaspar Moosbrugger nicht mehr erhaltene Scagliola-Tafeln für das Chorgestühl zu Einsiedeln. Moosbrugger und D. Zimmermann waren sich wahrscheinlich im Benediktinerkloster Fischingen, Kt. Thurgau, für das beide Meister 1708 arbeiteten, begegnet. Wenige Jahre später betrat D. Zimmermann im Ries das Arbeitsgebiet des genannten Kaspar Buchmüllers, der für die zwei Seitenaltäre D. Zimmermanns in der Pfarrkirche zu Laub bei Nördlingen Antependien mit Scagliola-Tafeln lieferte. Buchmüller beherrschte vor allem die Technik der Scagliola-Kunst, aber auf dem künstlerischen Feld steht er weit hinter Zimmermann. Johann B. Zimmermann, der ältere Bruder D. Zimmermanns, hat sich nie mit Scagliola-Arbeiten beschäftigt.

Da eine Zusammenstellung der deutschen und italienischen Scagliola-Werke fehlt, kann über die Entfaltung dieses Kunstzweiges nur wenig ausgesagt werden. Verschiedene Formelemente der Scagliolen an dem Weihwasserbecken in der Klosterkirche zu Lamspringe, Kreis Alfeld, das 1714 entstand, weisen, wie ähnliche Formgestaltungen in ziemlich gleichzeitigen Werken D. Zimmermanns, auf italienische Beeinflussung hin. Sie war bedeutend stärker als die nur in leichten Wellenschlägen verspürbare Wirkung der Wiener Scagliola-Meister. Die Kunst der Scagliolen bildete in Oberitalien vor allem der Bernini-Schüler Cosimo Fansaga (1591 bis 1678) aus, dessen weithin erfolgreiches Schaffen auch D. Zimmermann, wie übereinstimmende Einzelheiten in den Arbeiten beider Meister beweisen, anzog. Eine Italienreise D. Zimmermanns, der 1708—1716 in Füssen an der Alpenübergangsstraße wohnte und 1708/09 in dem südlich gelegenen Kloster Fischingen in der deutschen Schweiz den Hochaltar signierte, darf angenommen werden. Doch beherrschte Zimmermann seine Kunst sicher schon vor seiner Verheiratung im Januar 1708. Da Fansaga und die Frau Stukkatorin in Kempten zur Lehrzeit D. Zimmermanns, der im Juni 1685 in Wessobrunn geboren wurde, sicher nicht mehr, bzw. kaum mehr lebten, bleibt die Frage offen, wer den Meister in die Geheimnisse der selten geübten Scagliola-Technik einweihte.

Dominikus Zimmermann liebte die Scagliola-Kunst. Er schuf auf diesem Gebiet von etwa 1705—1740 so zahlreiche und qualitätvolle Werke, daß er sich im 18. Jahrhundert zum bedeutendsten Meister Süddeutschlands auf diesem Gebiet emporarbeitete. Diese Scagliola-Werke erhellen vor allem die bisher unerforschte und unbekannt „Jugendzeit“ Zimmermanns und beleuchten seine vielseitige Begabung. Er unterschied selbst die verschiedenen Disziplinen seiner Kunst. In der Signatur des Antependiums eines Nebenaltars in der Pfarrkirche zu Biberbach bezeichnet er sich 1712 als „Stockhador vnd Marmolier“²⁾. Auf architektonischem Gebiet besaß er schon 1717 einen gütigen Namen.

In weiteren Kreisen waren bisher folgende Scagliolen in Antependien von Altären bekannt: in Birkland (1715), in der Stadtpfarrkirche zu Landsberg a. L. (1721), auf die bereits Muchall-Viebrook 1912 in seiner grundlegenden Dissertation über D. Zimmermann hinwies, und im Neumünster in Würzburg (Bd. XII der Kunstdenkmäler Bayerns III, Ufr., 1915). Neuentdeckte Jugendwerke des Meisters und Scagliola-Arbeiten wurden erstmals von Hugo Schnell in dem Kunstheft „Die Wies“³⁾ zusammengestellt. Die signierten Werke, von denen hier zunächst gesprochen wird, umfassen den Zeitraum von 1708—1722. In den folgenden Jahrzehnten war D. Zimmermann als Architekt so sehr beschäftigt, daß er nur mehr in Ausnahmefällen Scagliola-Werke schuf.

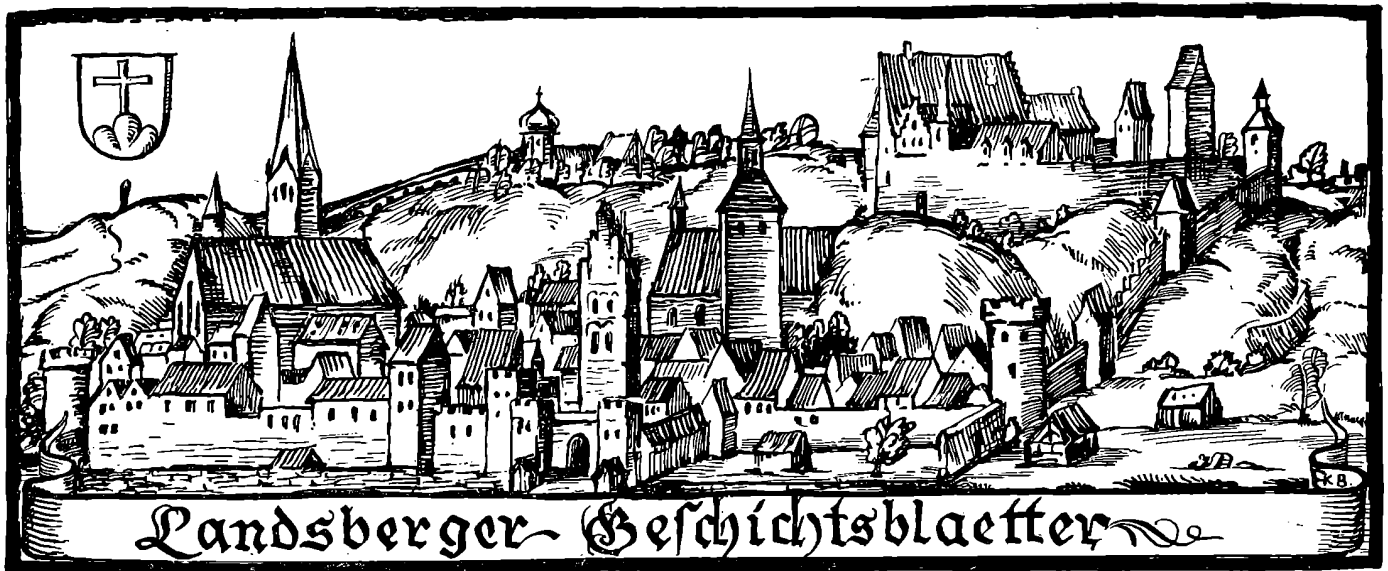
(Fortsetzung folgt.)

2) Der Ausdruck „Marmolier“ umfaßt das Gebiet des stucco lustro, doch nicht eindeutig nur die Kunst der Scagliola-Technik. Marmolierer nannten sich z. B. auch der Benediktinerbruder Christof Gessinger vom Kloster Isny, H. Joh. Hennevogel, der im Stift Teyl tätig war, der Oesterreicher August Kampfl, der Minoritenbruder Kilian Stäuffer, Würzburg, von denen wir trotz eingehender Nachforschungen keine Scagliola-Arbeiten kennen.

3) Bd. I der Großen Ausgabe dtsh. Kirchenführer, 4. neubearbeitete Auflage. München 1938.

*) Mit Genehmigung des Verfassers aus: „Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunst und Wissenschaft.“ Band X, Heft 1—2, Berlin 1943.

1) Marta Rödiger, Die Stiftskirche St. Lorenz in Kempten, 1938. Burg bei Magdeburg. S. 74—76.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 3

38. Jahrgang

1948

Landsberg in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges 1634-1648

(Fortsetzung.)

Schon am 1. Oktober nahm das Kombold'sche Dragonerregiment, 400 Mann stark, mit viel Anhang und Offizieren, unter dem Oberstleutnant Weyher hier Quartier.

Es begann für die Stadt wieder eine schwere Zeit. Die ganz heruntergekommene Soldateska mußte auf Kosten der Bürger gepflegt und besoldet werden. Nahezu nackt und bloß, wie sie waren, forderten sie Kleidung, Schuhe, Stiefel und Sattel. Die Offiziere hatten ungeachtet ihrer guten Quartiere viel Geld erpreßt. Dazu öffnete Oberstleutnant Weyher auf eigene Faust die Getreidmagazine, um die vor Augsburg lagernde feindliche Armee mit Proviant zu versorgen. Von hier aus streifte der Feind plündernd in der ganzen Gegend umher. Ein Teil schwärmte bis zu den Alpen. Weilheim und Murnau wurden erstürmt, Andechs und Dießen überfallen und geplündert. Das wieder aus Schutt und Asche erstandene Friedberg wurde abermals fast gänzlich niedergebrannt. Allerorten, sagt Feyeraben, verrieten die rauchenden Brandstätten den dort gelagerten Feind.

Maximilian, der sich auf das Schloß zu Wasserburg zurückgezogen hatte, konnte seinem schwer betroffenen Lande keine wirksame Hilfe bringen. Schon war Augsburg, auf das er so viele Hoffnungen gesetzt hatte, dem Falle nahe, da erschien endlich am 12. Oktober das kaiserlich-bayerische Heer, unter Erzherzog Leopold und Huyen-Geleen vor den Trümmern Friedbergs. Die zur Belagerung von Augsburg eingesetzten feindlichen Streitkräfte konnten dem Druck des kaiserlich-bayerischen Heeres nicht standhalten und zogen sich nach Lauingen zurück. Diese veränderte militärische Lage bedingte auch den Rückzug der Landsberger Besatzung, die am 20. Oktober die Stadt verließ. Turenne wollte keine Schlacht annehmen, ohne einen strategischen Rückhalt an der Donau zu haben. Hier schuf er sich eine Ausgangsbasis, von der er erfolgreich nach Schwaben vorstoßen konnte. Die kaiserlich-bayerische Armee ging, die Absicht des Gegners verkennend, bis Aichach und Schrobenhausen zurück. Ein neuerlicher Vorstoß des Feindes nach Schwaben veranlaßte den Erzherzog, seine Streitkräfte an den Lech zu ziehen, den er trotz ausdrücklicher Warnung des Kurfürsten bei Landsberg

überschritt. Zuvor machte er Landsberg zum Stapelplatz der kaiserlich-bayerischen Armee. Zur Sicherung der Stadt und des Lechüberganges ließ er hier eine kleine Besatzung zurück. Nach dem vorgesehenen Operationsplan wollte er über Mindelheim nach Memmingen vorrücken, um dem Feind die Verpflegungszufuhr abzuschneiden und ihn dann durch einen nach Norden gerichteten Vorstoß an die Donau drängen. Als die Vorhut des Erzherzogs nach Mindelheim kam, fand diese die Stadt bereits von den Alliierten (Schweden und Franzosen) besetzt. Dieser Umstand, der die Pläne der kaiserlich-bayerischen Armee durchkreuzte, ließ in dem Erzherzog den Entschluß reifen, sich nach Landsberg zurückzuziehen, um dort eine feste Stellung zu beziehen. Inzwischen war ihm der Gegner bereits zuvorgekommen, so daß er seine Pläne nicht verwirklichen konnte. Den strategischen Fehler, den der Erzherzog durch seinen Marsch nach Westen machte, wodurch er die Westgrenze Bayerns entblößte, wurde von den Schweden rechtzeitig erkannt. Diese stießen wieder gegen den Lech vor. Vor allem lag ihnen daran, Landsberg, das mit einem reichen Vorrat an Lebensmitteln ausgestattet war, in ihre Hand zu bringen. Während der Erzherzog noch weiter bis in die Gegend von Memmingen vorfühlte, wurden die Lechübergänge von den Schweden besetzt. Vergeblich suchte er den Fehler seiner eigentümlichen Kriegsführung zu verbessern. Er zog über Kaufbeuren nach Leeder, um bei Schongau nach Bayern durchzubrechen. Als er merkte, daß der Gegner seine Absicht erkannt hatte, wollte er bei Augsburg den Lech überschreiten. Aber auch dieses neuerliche Vorhaben wurde vom Gegner rechtzeitig erkannt und verhindert. Endlich gelang es ihm, bei Thierhaupten das rechte Lechufer zu erreichen.

Über die Besetzung der Stadt Landsberg durch die Schweden berichtet der Geschichtsschreiber des hiesigen Jesuitenkollegs folgendes: Am 2. November gegenwärtigen Jahres 1646, als abermals für unsere Soldaten nach Landsberg Proviant geschafft worden war, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß Franzosen und Schweden zurückkehren. Wiewohl das Gerücht bald für falsch galt, brachte man doch das Geld, den Nerv des Kriegs, das für unsere Festungen bestimmt war, fort. Bald darauf sah man allenthalben Viehherden und Wagen, mit Hausrat beladen, in voller Bestürzung und ihrer kaum mächtig, der Stadt zueilen, alles mit neuen Schreckensnachrichten erfüllend, aber dennoch, wie es gewöhnlich geschieht, nicht imstande, etwas Sicheres zu berichten, ob kaiser-

liche oder feindliche Truppen herannahen. Der größte Teil versicherte zwar, es seien keine Schweden. Bauern von Kaufering und der Ortspfarrer eilten herbei und versicherten, daß bereits die Brücke von den Feinden hergestellt werde. Da wir abermals von Truppen entlöst waren, mit Ausnahme von 40 Reitern, welche zum Transport von Proviant in unsere Festung entsendet worden waren, so hingen wir zwischen Furcht und Hoffnung. Im nächtlichen Rat, was am besten geschehen solle, erschien es nicht geraten, zweimal 2000 und 500 Scheffel eigenen Getreides dem drohenden Feinde auszuliefern, andererseits konnten wir nicht ausfindig machen, wie wir uns vor den Grausamkeiten der Feinde schützen könnten, denn Waffen seien in keiner Weise vorhanden und wenn sie auch vorhanden gewesen wären, so würde das Schießpulver kaum einen Tag ausreichen. So erschien uns am ratsamsten, um die Stadt vor Feuer und Schwert zu bewahren, wenn die Bürger sich des Kampfes enthielten und nicht Gewalt mit vergeblicher Gewalt und fruchtlosem Versuch fernhielten, zum Feind zu schicken und sich zu bemühen, auf die beste Weise die Gunst des Siegers zu erlangen. Das waren die Beschlüsse der Bürgerschaft. Dagegen meinte der zum Stadtkommandant eingesetzte Hauptmann, ein wegen seines Heldenmutes äußerst rühmenswürdiger Mann, er möchte dadurch an seinem Leben und, was ihm weit höher stand, in seiner Ehre Schaden leiden und in den Augen seiner Vorgesetzten sich gegen seinen Eid verfehlen, die kaiserlichen Heere seien zweifellos in der Nähe und würden Hilfe bringen; er habe schon zuverlässige Boten an die obersten Heerführer abgeschickt und es scheine ihm nichts so sicher, als daß diese einen so großen Vorrat an Proviant, der für das gesamte Heer äußerst notwendig und erwünscht sei, nicht dem Feinde überlassen würden. Er werde mit den Seinen keinen Schritt von seinem Posten weichen und wegen des ihm anvertrauten Getreides die Stadt bis zum letzten Atemzuge verteidigen. Es sei von großem Interesse, den Feind auch nur eine Stunde fernzuhalten, da das kaiserliche Lager ganz in der Nähe sei. Diese Meinung gab endlich den Ausschlag, so daß der Hauptmann die Schlüssel zu den Toren der Stadt erhielt, damit nicht die nachgiebigen Bürger mit dem Feinde verhandeln konnten. Als die Stadt durch einen Trompeter und einen Tambour zur Übergabe aufgefordert wurde, antwortete er, er werde nicht weichen, bis nicht sein Schwert an der Gurgel der Feinde stumpf geworden sei.

Er stellte neue Wachen auf, umritt mit wachsamer Sorgfalt die Stadt und die Posten, unterwies sie, die Heranströmenden mit Gewehrsalven zu empfangen und standzuhalten und verwarf die unwürdigen Bitten der Bürger, die Stadt zu übergeben. Schließlich brachte er es dahin, daß die Belagerer gezwungen wurden, nicht nur an jenem Tage nichts zu wagen, sondern sogar neue Streitkräfte heranzuziehen, so daß ihre Zahl auf 2000 stieg. Der Magistrat, der sehr besorgt war, es könnte der Feind bei Nacht einen Ueberfall machen und in seiner ersten Wut schrecklich hausen, suchte bei uns seine Zuflucht in der Meinung, er werde infolge der Heiligkeit des Ortes von Mord Abstand nehmen. Aber auch die Vornehmen der Stadt und der Klerus fanden bei uns Aufnahme. Aber trotzdem hatten sie ihre Furcht nicht abgelegt, namentlich als am Morgen des 4. November die Beschießung heftiger wurde und der Feind bereits an die Mauern heranstürmte. Der Stadtkommandant erkannte schon nach Verlauf einiger Stunden, daß er mit seiner kleinen Schar zum Widerstand gegen so viele Feinde zu schwach sei und bat um Friedensbedingungen. Der Vorschlag wurde angenommen und 2 Ratsherren zum Unterhandeln mit dem Feinde abgeschickt, denen noch ein Priester des Jesuitenkollegiums, welchen die Schweden freundlich aufnahmen, beigegeben wurde. Die Bürger erlangten, da sie für unschuldig befunden wurden, Gnade. Der kleinen militärischen Besatzung ward keine andere Wahl gelassen, als sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Der Stadtkommandant, erbost über die Bedingungen, wollte erneut zu den Waffen greifen, als durch einen Irrtum die Tore geöffnet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

100 Jahre Dominikanerinnenkloster in Landsberg a.L., 1845 - 1945

(Schluß.)

Und als besonderes Werk der Barmherzigkeit speiste das Kloster die Hungrigen. Die Zahl derer, die an der Klosterpforte gespeist wurden, die aus der Drehwinde eine nahrhafte Suppe und ein kräftiges Stück Brot erhielten, kann nicht gezählt werden. Sie alle, die da hungrig kamen, erhielten es um Gotteslohn.

Hatte das Kloster in den vergangenen 100 Jahren wohl manche Stürme zu bestehen gehabt, so schien es doch, als ob der Nationalsozialismus alle Dämme abgraben konnte und daß es diesem mit dem Klostersturm gelingen würde, das Kloster zum Erliegen zu bringen. Schon ab 1933 begann die Klosterhetze und 1937 wurden die Klosterfrauen aus den Schulen entfernt. Sie mußten nach fast 100jähriger Tätigkeit den Unterricht an der Mädchenschule und an der weiblichen Berufsbildungsbzw. Haushaltungsschule einstellen. Ohne Dank und ohne jegliche Entschädigung wurden sie buchstäblich aus der Schule hinausgeworfen. Gleichzeitig nahm man dem Kloster die bisher geführte Mädchenwaisenanstalt, die der Knabenwaisenanstalt im Hl. Geistspital angegliedert wurde, und nahm dem Kloster die Kleinkinderbewahranstalt, die man zum NSV-Kindergarten machte. Man nahm in gehässiger Weise den Klosterfrauen den Schuldienst, obwohl von maßgebender Seite geschrieben worden war:

Es muß zugegeben werden, daß die Landsberger Klosterschule wohl mit an der Spitze der bayerischen Klosterschulen steht. Ich habe unter gleichaltrigen Kindern nirgends eine bessere Schulausbildung angetroffen. Der Fleiß und die Liebe zum Lehrfach sind bei diesen Schulschwestern unübertroffen.

Mit Notariatsprotokoll vom Jahre 1904 übergab das Kloster an die Stadtgemeinde folgende Häuser:

Haus Nr. 105, das sog. Färbertörl an der Lechgasse,
Haus Nr. 106 an der Lechgasse,
Haus Nr. 107 an der Lechgasse,
Haus Nr. 109 an der Lechgasse (Lechgasse-Herkomerstraße)

zum Bau des neuen Mädchenschulhauses.

Diese Abtretung erfolgte seitens des Klosters unentgeltlich, jedoch mit der Bedingung, daß der Unterricht an der Mädchenschule dem Kloster übertragen bleibt.

Die Stadt verpflichtete sich ihrerseits, falls dem Kloster zu irgendeiner Zeit dieser Schulunterricht abgenommen werden sollte, als Äquivalent für die Abtretung dieser Häuser 40 000 Mk. zu bezahlen.

Am 22. 10. 1936 schrieb die Stadt an die Regierung von Oberbayern u. a.:

Da die bisherige schulische Betreuung der deutschen Jugend an der Mädchen Volksschule Landsberg den nationalsozialistischen Grundsätzen nicht entspricht, womit zwangsläufig Kündigung des genannten Vertrags erfolgen muß, würde ich es begrüßen, wenn der Abbau der klösterlichen Lehrkräfte an der Mädchen Volksschule Landsberg raschestens und mit Nachdruck betrieben wird. Ich ersuche um Würdigung und Bekanntgabe des Standpunktes der Regierung.

In der Ratsherrensitzung vom 23. 2. 1939 bemerkte der Bürgermeister u. a., daß die Stadt selbstverständlich und grundsätzlich bereit ist, den Abbau der klösterlichen Lehrkräfte zu unterstützen, daß sie aber infolge des notariellen Vertrags vom Jahre 1904 dem Kloster dann 40 000 Mk. bezahlen müsse und fördert die Mithilfe des Staates, daß diese Verpflichtung umgangen werden könne.

Unterm 5. August 1941 schrieb die Regierung von Oberbayern an das Dominikanerinnenkloster zu Landsberg folgendes:

Im Zuge des weiteren Abbaues klösterlicher Lehrkräfte an den öffentlichen Volksschulen in Bayern wird mit Wirkung vom 1. September 1941 Ihrer Niederlassung in Landsberg die Genehmigung zur Führung öffentlicher Schulen in vollem

Umfang entzogen. Vom 1. September 1941 an werden die bisher von Ihrem Orden verwalteten vier Lehrstellen mit weltlichen Lehrerinnen besetzt.

Wie man dann das Kloster tatsächlich um das Ablösungsgeld brachte und sich um die vertraglich festgelegte Zahlung herumdrückte, beweist die Tatsache, daß man den Vertrag anders auslegte, als er lautete. Man stellte sich auf den Standpunkt, daß die Zahlung nur zu leisten sei, wenn dem Kloster der Unterricht aus Umständen genommen würde, die die Stadt zu vertreten habe, jetzt aber die Unterrichtsbefugnis durch staatliche Verfügung entzogen worden sei.

Das Kloster stand nun plötzlich ohne laufende Einnahmen da. Aber die tapferen Frauen verzagten nicht. Sie verließen sich, als man ihnen die geistige Arbeit genommen, auf ihrer Hände Fleiß und Geschicklichkeit. Sie errichteten Werkstätten, Klosterfrauen machten die Meisterprüfungen im Schneiderinnen- und Wäschenäherinnengewerbe, ließen sich in die Handwerkerrolle bei der Handwerkskammer München eintragen und fanden reichliche Aufträge, die sie oft kaum zu bewältigen wußten. Klosterfrauen übernahmen die Führung des neuerrichteten Kirchensteueramtes der Stadtpfarrei Maria Himmelfahrt und so kam das Kloster durch die unverzagte und einmütige Zusammenarbeit des ganzen Konvents, trotz aller Erschwernisse, die man den Klosterfrauen in den Weg legte, über die verhängnisvollen Jahre hinweg. Unerschütterliches Gottvertrauen brachte dann als Lohn im September 1945, wenige Tage vor der Feier des 100jährigen Jubiläums, die Wiederberufung und Wiedereinsetzung der Klosterfrauen als Lehrerinnen an der Mädchenvolkshauptschule und der Weiblichen Berufsschule. Der Aufbau der Weiblichen Berufsschule nach dem Zusammenbruch darf heute als ein ganz besonderes Verdienst der klösterlichen Lehrerinnen bezeichnet werden. Es ist an sich nicht üblich, daß Klosterfrauen namentlich genannt werden, doch in diesem Rahmen darf wohl einmal eine Ausnahme gemacht werden und Frau M. Ambrosia Hafner O. P. und Frau M. Hildegardis Spermann O. P. für ihre große Arbeit um die Wiederrichtung und Führung der weiblichen Berufsschule Dank und Anerkennung gezollt werden, wie sich auch Frau M. Alfonsa Seitz O. P. große Verdienste um die Wiedereingangsbringung der Mädchenschule erworben hat.

Die Wiedereinsetzung der klösterlichen Lehrkräfte an den Schulen aber bedeutete, daß das 100jährige Jubiläum gleichzeitig auch zu einem Lob- und Dankfest für das Kloster geworden ist. Dieses Dankfest erhielt seinen schönsten Ausdruck in der Jubelfeier selbst, die nur als kirchliche Feier durchgeführt wurde.

Frau Mutter Priorin M. Alberta Zitzelsperger O. P. hatte mit ihrem Konvent, der in all den leidvollen Jahren unerschütterlich zu ihr stand, die Freude dieser Feier wohlverdient.

Ein Triduum, das am 27. September 1945 in der Klosterkirche mit einer Predigt von Strafanstaltspfarrer K. Morgenschweiß über den Ordensstand seinen Anfang nahm, war die würdige Einleitung. Pfr. Morgenschweiß schilderte mit tief ergreifenden Worten das Wesen, Sinn und Opfer des Ordensstandes vor der überfüllten Klosterkirche. Am zweiten Abend predigte wieder vor überfüllter Kirche Klosterpfarrer Dr. Anwander in herrlichen Worten über den Priesterstand und am dritten Abend, an dem sich die Kirche wieder als zu klein für die Masse der Gläubigen erwies, hielt Stadtpfarrer Kuhnmann eine Predigt über den Laienstand. Die drei Predigten, denen sich jeweils eine Andacht anschloß, machten auf alle Gläubigen einen tiefen Eindruck und werden bleibenden Wert haben.

Am Sonntag, 30. September 1945, drängten sich lange schon vor Beginn des Gottesdienstes die Gläubigen in Massen in die Kirche. Auch eine Vertretung der Stadtverwaltung nahm an dem Festgottesdienst teil. Die Kirche konnte die Menge nicht fassen, das letzte Plätzchen war besetzt und kaum konnte der Hauptgang für den feierlichen Einzug des H. H. Diözesanbischofs Dr. Josef Kumpfmüller freigehalten werden, der dem Kloster die hohe Ehre gab, zu dem Jubelfeste selbst zu erscheinen und die Pontifikalmesse zu zelebrieren.

Feierlicher Orgelklang begleitete den Einzug des Bischofs, der durch ein Spalier weißgekleideter, girlandentragender Mädchen schritt. Die Festmesse sang der Kirchenchor von Maria Himmelfahrt. Nach dem Evangelium richtete der Oberhirte eine zu Herzen gehende Ansprache an das Jubelkloster und die Gläubigen und zeichnete dabei eine kurze geschichtliche Darstellung der Leistungen des Ordens in Landsberg auf.

Selten wohl wurde der ambrosianische Lobgesang mit soviel Andacht und Inbrunst gesungen, als gerade am Schlusse dieser Jubel-Pontifikalmesse. Und hatte er nicht gerade hier seine schönste und größte Bedeutung in den Worten:

Großer Gott wir loben Dich!

Eine feierliche Andacht am Sonntag abend und ein feierliches Requiem am Montag früh in der Klosterkirche für die Wohltäter und die verstorbenen Schwestern des Klosters bildeten den Abschluß der 100-Jahrfeier, die der Auftakt war zu neuem Schaffen und Wirken für die weibliche Jugend unserer Stadt und für die Einwohnerschaft aus Stadt und Bezirk.

Das Kloster ist in das 2. Säkulum seiner Wirksamkeit in Landsberg eingetreten und man darf an den Beginn dieses Säkulums die Worte setzen:

ad multos annos!

Die Scagliola-Arbeiten Dominikus Zimmermanns

(Fortsetzung.)

I. DIE SIGNIERTEN SCAGLIOLA-ARBEITEN D. ZIMMERMANNS

I. Fischingen, Kt. Thurgau, Iddakapelle:
Säulenpostamente am Hochaltar und
Josefsaltar (1708/09)

In den Akten des Fischinger Benediktinerklosters findet sich die Notiz, daß D. Zimmermann 1708 für den Hochaltar der der Klosterkirche angebauten Iddakapelle 250 fl. erhielt. An den stuckmarmorierten Postamenten der Säulenpaare seitlich des Altarblattes sind vier Scagliola-Arbeiten eingelassen. In dem rechten Innenteil, das eine Landschaft mit dem Raben der hl. Idda zeigt, ist die Signatur sichtbar: Dominicus Zimerman anno 1709. Durch sie wird Zimmermann als Meister der Scagliola-Technik erstmals bezeugt.

Die beiden äußeren Stücke weisen Brustbilder des hl. Ordensvaters Benedikt und der hier verehrten Benediktinerin Idda (12. Jahrhundert) auf. Sie sind seitlich von Blumen, die nördlich der Alpen wachsen, umrankt. An den beiden Innenseiten der Postamente malte D. Zimmermann einen Raben und einen Hirschen, die in der Legende der hl. Idda eine Rolle spielen. Der Rabe steht auf dem Ast eines Baumstumpfes. Am Horizont ziehen leichte Hügelwellen, die auch in späteren Werken Zimmermanns anzutreffen sind. Im Vordergrund schlängelt sich ein Bach. Das Motiv entstammt wohl der bayerischen Voralpenlandschaft. Die beiden Brustbilder St. Benedikt und Idda entbehren einer festen Zeichnung und sicheren Charakterisierung. In farblicher Beziehung sind sie reich durchgeführt. Vor allem fällt das satte Grün des Giftbechers neben der schwarzen Kukulie St. Benedikts auf. Charakteristisch sind die Blumen und die abgeschrägte Umrißlinie der Scagliola-Stücke. Zimmermann liebt die Rosen, Nelken, Tulpen, Maiglöckchen, den Ehrenpreis und Rittersporn, die fast in allen Scagliola-Arbeiten zur sicheren Erkennung Zimmermannscher Schöpfungen wiederkehren. Die Blumen erscheinen am Josefsaltar in der Iddakapelle nochmals: nun steigen sie in reichen Büschen aus Vasen empor. Die Nelken sind mit feinsten Nuancierungen des Rot vom milchigen Rosa bis zum leuchtenden Dunkelrot festgehalten, die Rosen öffnen sich breit, die Maiglöckchen sind mit mädchenhafter Zartheit gezeichnet. Hier fällt noch die häufige Verwendung von Blattwerk auf. Der Grund aller Scagliola-Arbeiten in der Iddakapelle ist schwarz. Die Beherrschung der Technik ist hervorragend. Alle Malereien befinden sich an schiefen oder konvex gewölbten Flä-

chen, die schwerer zu bearbeiten sind als flache Tisch- oder Altarplatten. Die einzelnen Stücke sind tadellos erhalten und glänzend poliert. Das Besondere des Gesamteindrucks ist die sichere Komponierung, mannigfaltige Farbenwahl in vornehmer Zurückhaltung, edler Geschmack und intime Atmosphäre.

Architektonische Einzelmotive und die Scagliola-Stücke lassen den Josefsaltar D. Zimmermann zuschreiben. Auch die übrigen vier Nebenaltäre der Kapelle zeigen seine Eigenart.⁴⁾

2. B i b e r b a c h, Ldkr. Wertingen, Pfarrkirche: vier Antependien (1712)

Der rückwärtige nordwestliche Nebenaltar der Pfarr- und Wallfahrtskirche zu Biberbach, zwischen Augsburg und Donauwörth gelegen, trägt auf einem gelben Blatt, auf dem ein Vogel (wohl ein Kiebitz) steht, die blaugrüne Schrift: „Dominikus Zimmermann Ao 1712.“ Darunter sind die schwarzen Buchstaben angebracht: „Stockhador vnd Marmolier.“ Die beiden vorderen, gegen Osten zu stehenden Altäre zu Ehren St. Annas und Mariens konnte Dr. Theo Neuhofer, Augsburg, der mich auch auf die Altäre in Laub aufmerksam machte, als Werke D. Zimmermanns urkundlich sichern.

Die „Heiligenrechnung“ von 1712 im Fuggerarchiv zu Augsburg, die Dr. Neuhofer im Auszug zur Verfügung stellte, lautet: „Dominico Zimmermann Stuccateur ist wegen machung der zwei kleinen Altär in der Kirchen 700 fl versprochen, woran lauth Quittung baars abgeführt worden 650 fl. Rest 50 fl.“ „Durch die Gibser, so die neuen Altär gemacht“ wurden 47 fl. 50 kr. verzehrt. 1713 wurden D. Zimmermann die restlichen 50 fl. ausgehändigt. Aber 1714 findet sich die Notiz: „Wie in voriger 1713. Rechnung fol. 87 zu ersehen, seind Domenico Zimmermann Stuccateur über vorher anno 1712 . . . bezahlte 650 fl. die in Außstand verblibne 50 fl. auch bezalt. Weillen nun selbiger sich eines hohen Verlusts beclaget, seindt Ihme . . . noch weitters bezalt worden 38 fl.“ Die Altäre und der Bildhauer sind 1713 (68, 7, 2) genau genannt: „Ehrgott Bernhardt Bendl, Burgern und Bildthauern in Augspurg wegen Machung der Bildthauer Arbeith zu Unser Lieben Frauen und St. Anna-Altar beyliegenden Conto zalt mit 220 fl.“ Die Ortsherrschaft, seit 1514 die Jakob Fuggersche Familie, und der tatkräftige Ortpfarrer und Schriftsteller Anton Ginter hatten sich beste Kräfte gesichert.

Die beiden rückwärtigen, gegen Westen stehenden Altäre, von denen jedoch der nordwestliche signiert ist und der südwestliche die Zahl 1712 trägt, erscheinen wohl deshalb in keiner Kirchenrechnung, da sie Stiftungen sein dürften. In dem linken Antependium sind die Buchstaben A.R.D.A.G.S.S.T.L.C.E.P.B., in dem rechten die Buchstaben ?D.M.B.P.L. eingeschrieben. Sie beziehen sich wohl auf die Stifter.

Je ein Paar der Altäre entsprechen sich im Aufbau, ebenso die Antependien. Die beiden Altarvorderwände der westlichen Altäre mit grau-grün gesprenkelter Rechteckumrahmung zeigen wiederum schwarzen Grund. In der Mitte erscheinen hellfarbige Kreismedaillons mit den Namensmonogrammen Jesu und Mariens und roten Herzen. Große Ranken mit rötlicher Tönung, deren Ränder gelb bemalt sind, begleiten seitlich in aufsteigender Richtung das Medaillon. Hauchdünne Zweiglein mit geäderten Blättern verästeln sich zwischen ihnen. Die Enden der Zweige verlaufen in zartesten Kurven. Sie kehren in Zimmermanns Werken öfters wieder. In den Blumenkränzen, die sich um die Medaillons schlingen, erkennen wir die Tulpen, Nelken, Rosen, Sonnenblumen, Georginen, Ehrenpreis und Maiglöckchen von den beiden Altären in Fischingen wieder. Auf Ranken und Blumen singen Vögel, die sich in dem festen Formenschatz Zimmermanns ihren Platz gesichert haben. Die Antependien der beiden vorderen Altäre erhielten von D. Zimmermann eine Formung, die er ähnlich nur mehr in Kempten

4) Vgl. über die Altäre D. Zimmermanns das Kapitel über die Altäre des Meisters in dem in Vorbereitung befindlichen Buch von Hugo Schnell über D. Zimmermann, Persönlichkeit und Werk, das ihn auch als Architekten, Stukkator, Freskant, Innenarchitekten und als Meister der Wessobrunner Bau- und Stukkatorschule herausstellen wird. Die Scagliola-Arbeiten werden dort eingehend behandelt.

schuf. Entsprechend der herberen Art der Altäre, vor allem ihrer Sockel, wählte D. Zimmermann eine straffe Komposition. An ein großes, querliegendes Oval auf stuckmarmoriertem Grund sind zwei kleine Querovale mit schwarzen Buckeln aus Stuck, geeint durch ein breites Band, gefügt. In den Binnenflächen der großen Ovale werden am rechten (südlichen) Altar Samsons (oder Davids) Kampf mit dem Drachen, links das neutestamentliche Gegenstück der Versuchung Christi in der Wüste geschildert. Die Landschaften mit Bergeshöhen und Wäldern sind trotz naturwahrer Einzelzüge romantisch aufgebaut. Bei Samson erscheinen rechts im Hintergrund eine Burg und anschließend Berge, bei Christus in der Wüste tosende Wasser, fallende Bäume und ein mit viel Liebe gemalter bewölkter Himmel, den Zimmermann gerne wiederholt. Der Jüngling Samson steht breitbeinig da und reißt kraftvoll dem gut erfaßten Löwen den Rachen auseinander. Auf dem anderen Bild stellt der Teufel eine originelle Bauernfigur mit List und Schläue dar, die einen Stein herbeischleppt, damit Christus ihn in Brot verwandle. Christus ist hoheitsvoll und gütig gezeichnet. Doch ist die Ausdruckskraft des Barock gewichen. Die Bilder gehen ins Genre über. Als Scagliola-Stücke sind sie in dieser Originalität und Feinheit der Ausführung auch im Schaffen D. Zimmermanns eine einmalige Schöpfung.

3. W e m d i n g, Ldkr. Donauwörth, Pfarrkirche: zwei Antependien- und Predellenstücke (1713)

Der Geistliche Rat Pütz fand an dem südlichen Seitenaltar an der Chorwand der Pfarrkirche zu Wemding im Ries an der rechten Säulenbase halbrechts rückwärts die Inschrift:

„DOMINIKUS ZIMMERMANN STOCKHADOR GEBIRDIG V. WESENBRUN: WON. IN ..IESEN: A: 1713.“

Aus ihr geht hervor, daß D. Zimmermann diesen Altar geschaffen und daß er 1713 in Füssen am Lech gewohnt hat. Die Pfarrakten bestätigen ihn dort 1708, vom Jahr seiner Heirat mit Therese Zöpf ab, bis 1716 als Vater von fünf Kindern und als Firmpaten. In Dankbarkeit und wohl auch mit Stolz nennt er Wessobrunn als seinen Geburtsort. Seinen Namen schreibt er hier mit zwei m. Da der gegenüberliegende Altar an der Nordseite gleiche Gestaltung wie der signierte Altar aufweist, darf er ebenfalls als Werk D. Zimmermanns gelten. In den beiden Seitenaltären, die die charakteristische, fast gotische Höhentendenz D. Zimmermanns aufweisen, sind die Scagliola-Arbeiten in Mensa und Predella harmonisch und als wesentlicher Bestandteil der Altäre der Gesamtkomposition eingewoben. Das Antependium ist nicht wie eine geschnitzte Altarvorderwand abzunehmen und auswechselbar; die Scagliola-Stücke sind ein Teil der Altarvorderwand geworden. Der Altartisch selbst ist dem Gesamtaufbau ebenfalls noch mehr eingegliedert worden. Die Sockel der flankierenden Doppelsäulenpostamente umgeben ihn wie Klammern. Die Altarvorderwand ist konkav geschwungen. Dieses Motiv ist ein Kennzeichen der Altäre D. Zimmermanns. Die Tischecken sind wirkungsvoll abgeschragt. Neben den fast quadratischen Blendfeldern der Sockel tritt in der Altarvorderwand kraftvoll ein Kreismedaillon auf, das seitlich von querliegenden Rechteckstücken, die sich dem Kreismedaillon anschmiegen, begleitet wird. Im Medaillon erscheinen am rechten Altar, dem Sebastiansaltar, die Buchstaben Mariens, am linken (nördlichen) Altar das Namensmonogramm Jesu. Die Kompositionen fügen sich in zarter Zeichnung dem Rund wohl abgewogen ein. Die beiden kleinen Gestalten Mariens und des Jesusknaben, die zur Hälfte in das Monogramm hineingestellt werden, sind flüssig und sicher in den Kreis und in ein oben endendes Dreieck hineinkomponiert. Die anatomische Zeichnung tritt der dekorativen Anlage gegenüber zurück. Dem Mittelstück der Predella gab D. Zimmermann die geschlossene Ovalform, die zum Ovalbild des Aufzuges in Verbindung steht. Die flankierenden schwarz marmorierten Blendfelder werden vor allem in ihrem inneren Rahmen lang und spitz ausgezogen, um das Ovalstück zu umschließen.

(Fortsetzung folgt.)



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 4

38. Jahrgang

1948

Landsberg in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges 1634-1648

(Schluß)

Die Besatzung zog sich nunmehr auf die Burg zurück, um sich besser verteidigen zu können. Nach fünfstündiger tapferer Gegenwehr stellte der Kommandant in Erkenntnis der Aussichtslosigkeit die Kampfhandlungen ein. Der Feind, der der tapferen Besatzung die Anerkennung nicht versagte, empfing diese in ehrenvoller Weise. Bei der Besetzung der Stadt wurde den Bürgern versichert, daß keine Plünderungen zugelassen würden. Die Soldaten hielten sich jedoch nicht an die von ihrem Befehlshaber abgegebene Versicherung, sondern plünderten 23 Tage ununterbrochen, wobei die Bürger beteuerten, daß man gar keinen Vergleich anstellen könne mit den Ereignissen von 14 Jahren.

Die Besatzung der Stadt unter Oberst Volkmar, die dieser in die Quartiere der Bürger verteilte, belief sich auf 900 Mann. Die Handlungsweise des Feindes war auf die Parole Geld oder Leben eingestellt. Die Schweden wühlten förmlich nach Schätzen. Sie durchsuchten alle Winkel und Verstecke, erbrachen Türen und Kästen und scheuten sich nicht, die Gräfte der Pfarrkirche nach Schätzen zu durchsuchen. Um Geständnisse zu erzwingen, wurden Martern aller Art angewandt. Die ausgiebigste Beute fanden die Alliierten im Getreidemagazin und im Salzstadel. Das aufgestapelte Getreide ließ General Wrangel nach Augsburg schaffen. Den reichen Salzvorrat (14 000 Salzscheiben) wollte er veräußern; es erfolgte jedoch kein entsprechendes Angebot. Er beabsichtigte nunmehr, das Salz verbrennen zu lassen. Im Vertrauen auf die Hilfe des Kurfürsten erbot sich die Stadt, hierfür 14 000 Reichsthaler zu erlegen und stellte 2 Obligationen zu je 7000 Thalern aus. Hievon konnten 7000 Reichsthaler in kurzer Zeit aufgebracht und Wrangel ausgehändigt werden. Die Wegführung aller Lebensmittel aus Landsberg hatte eine große Not zur Folge. In kurzer Zeit erlagen 26 Erwachsene und 100 Kinder dem Hungertode. In der Stadtkammerrechnung vom Jahre 1646 ist u. a. vermerkt, daß der Feind durch seinen neuerlichen Einfall die Bürgerschaft im Grunde verderbt habe.

In dieser Not waren es die zwei französischen Generale Tracy und Evancouet, die im hiesigen Jesuitenkollegium ihre Quartiere hatten, welche den hiesigen Einwohnern Nahrungsmittel reichten. Die Jesuiten kauften

auf eigene Kosten Getreide und Vieh auf, wodurch täglich mehr als hundert Personen ausgespeist werden konnten. Viele Geistliche und Bürger fanden außerdem im hiesigen Jesuitenkollegium Unterkunft und Verpflegung. All diese Maßnahmen konnten nur durchgeführt werden, weil die Jesuiten bei den Franzosen in großem Ansehen standen. Als Wrangel endlich abzog, stellte er eine *Salva Gardia* — einen Schutzbrief — aus, die die Bewohner und deren Eigentum vor Ausschreitungen der zurückbleibenden Dragoner schützen sollte. Wrangel scheint sich wenig um die Durchführung des ausgestellten Schutzbriefes gekümmert zu haben. Vor allem lagen ihm die 7000 Thaler am Herzen. Je näher die Ulmer Stillstandverhandlungen heranrückten, desto drohender klangen die Forderungen Wrangels von Bregenz, die ausgemachte Summe zu entrichten. Das Vorrücken des kaiserlichen Heeres nach Westen bestimmte Wrangel, sich an den Bodensee zurückzuziehen, wo er äußerst günstige wirtschaftliche Verhältnisse antraf. Das bayerische Heer lagerte auf heimatlichem Boden am Lech.

Die überaus schlechte Kriegsführung des Erzherzogs sowie die trostlose Lage Bayerns ließen in Maximilian den Entschluß nach Frieden reifen. Die stets feindliche Haltung Spaniens gegen Bayern und dessen Einfluß in Wien, das starre Festhalten des Kaisers an der Auffassung, den Krieg siegreich zu beenden, bestärkten den Kurfürsten in dem Glauben, daß ein Bündnis mit Frankreich von Vorteil sein könnte. Die gepflogenen Verhandlungen führten zum Ulmer Stillstand, der am 15. März 1647 geschlossen wurde. Das Ziel des französischen Kabinetts, im deutschen Reich keinen anderen Feind mehr zu haben als das Haus Habsburg, war somit erreicht. Es folgte nun für Bayern und somit auch für Landsberg eine kurze Zeit der Ruhe.

Bald jedoch mußte der Kurfürst erkennen, daß ihm und der katholischen Sache, für die er sich besonders eingesetzt hatte, nicht die Vorteile erwachsen, die er erwartet hatte. Graf Khevenhüller, der als kaiserlicher Gesandter in München war, versäumte nichts, den Kurfürsten wieder für Österreich zu gewinnen und ihn aus seiner zuwartenden Haltung herauszureißen. Maximilian gab dem Drucke nach und kündigte den Alliierten den Waffenstillstand am 13. September. Einen Teil seiner Armee schickte er nach Schwaben zur Belagerung der Stadt Memmingen, mit dem anderen brach er in Begleitung des Kaisers nach Böhmen auf, um Wrangel entgegenzutreten. Die Nachricht von dieser plötzlichen politischen Wendung der Dinge in Bayern löste überall

Bestürzung und Unruhe aus. Hatte man doch den Ulmer Stillstand als einen freudigen Vorboten eines allgemeinen Friedens begrüßt. Der Kurfürst traf nunmehr alle Maßnahmen zur Abwehr eines feindlichen Überfalls. Alles, was waffenfähig war, wurde wehrhaft gemacht und feste Plätze militärisch besetzt. In Landsberg schritt man wieder zum Festungsbau. Zur Sicherung der Stadt wurden die nötigen Wachen aufgestellt und nach dem Wunsche des Kurfürsten sollte die Bürgerschaft selbst für den Notfall zu den Waffen greifen und die Verteidigung übernehmen. Bald bekam die Stadt wieder ein kriegerisches Aussehen, die Durchzüge und Einquartierungen begannen von neuem. Wiederholt wandten sich die Bürger an den Landesfürsten, sie von den durch die lange Dauer des Krieges entarteten Soldaten, die als Freunde ihre Kaufläden und Häuser erbrachen, zu erlösen. Jedoch vergeblich. Der Kurfürst wollte Bayerns Westgrenze sichern und Landsberg um keinen Preis von Truppen entblößen, bevor er nicht wußte, „wohin des Feindes Intention gerichtet sei“. Neue Heeresabteilungen rückten ein, Munition und grobe Geschütze wurden herbeigeschafft und es entwickelte sich ein kriegerisches Leben, wie es in Landsberg selten gesehen. In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1648 lagen hier über 1600 Mann und 600 Schanzarbeiter.

Die Schweden und Franzosen waren über den Abfall des Kurfürsten aufs höchste erbittert. Der Zwiespalt der kaiserlich-bayerischen Kriegsführung unter Generalleutnant Holzapfel und General Gronsfeld machte es den Alliierten möglich, unter vielen Kreuz- und Querzügen aus Böhmen an die Donau zu gelangen. Die andere Armee des Feindes rückte nach schrecklicher Verheerung Württembergs gegen die bayerischen Erblande vor. Die Kaiserlichen und Bayern, die zum Schutze des Landes eingesetzt waren, versuchten, sich dem Feind entgegenzustellen, wagten aber in Anbetracht seiner Uebermacht keine Kampfhandlungen. Am Lech nahmen sie eine beobachtende Stellung ein. Gronsfeld besetzte den Fluß von Rain bis Landsberg, um dem Feind den Einmarsch nach Bayern zu verwehren. In Landsberg, das eine starke Besatzung hatte, lag das Hunoldstein'sche Regiment. Durch geschickte Täuschungsmanöver erreichte Turenne, daß die kaiserlich-bayerischen Truppen die Westgrenze Bayerns entblößten. Diesen Umstand benützten die Alliierten, um rasch wieder nach Bayern vorzustoßen. In Eilmärschen rückte nun die kaiserlich-bayerische Armee wieder nach Westen über den Lech nach Schwaben. Am 17. Mai 1648 entspann sich bei Zusmarshausen ein hitziges Gefecht, das sich schließlich in mörderische Einzelkämpfe auflöste. Auch Landsberg blieb davon nicht unberührt. Dem österreichischen Heerführer Montecucoli war der Rückzug bei Zusmarshausen von Wrangel abge schnitten. Unter Berücksichtigung der äußerst schwierigen Lage, in der er sich befand, gab er seinem Fußvolk den Befehl, bei Landsberg über den Lech zu setzen und von da zum Gros der Armee zu stoßen, während er selbst bei Biber durchbrach. Wrangel, der nach Landsberg eilte, wurde hier unvermutet von Herzog Ulrich von Württemberg gestellt, der eben eingetroffen war und trotz heftigen Geschützfeuers solange standhielt, bis gegen Abend der bayerische Feldmarschall Gronsfeld mit schweren Geschützen eintraf. Die Hunoldstein am Steilufer des Lechs zum Einsatz brachte. Trotzdem gelang es dem Feind, teilweise über den Lech zu kommen. Gronsfeld war der ihm gestellten Aufgabe keineswegs gewachsen. Leicht hätte er nach dem ruhmvollen Kampfe des Herzogs von Württemberg die militärische Lage zu seinen Gunsten ausnützen können. Mut und Geistesgegenwart scheinen ihm gefehlt zu haben. Geschickt angelegte Scheinbewegungen des Gegners ließen Gronsfeld zu keinem Entschluß kommen, so daß Wrangel am 21. Mai seine Truppen unbehindert über den Lech bringen konnte. Die Westgrenze des Landes, auf die der Kurfürst größten Wert legte, war durch das unfähige Verhalten seines Feldherrn entblößt worden. Die Bewohner Landsbergs und der Umgebung rafften den letzten Rest ihrer Habe zusammen und flüchteten in die Wälder oder in das Gebirge. Ein großer Teil der Flüchtlinge suchte Schutz und Sicherheit in München und ließ sich in der Au oder Haidhausen nieder, wo sie eine bleibende Stätte fanden. Ungestört konnte der Feind bis zum Inn vorstoßen. Wrangel,

der darauf bedacht war, von einer guten Ausgangsstellung aus operieren zu können, zog sich wieder nach dem westlichen Bayern zurück, zumal ihm bekannt war, daß Landsberg von den Kaiserlichen mit Proviant gut versorgt worden war. Dazu kam noch, daß die Kaiserlichen und Bayern erhebliche Verstärkung erhielten.

Beim Herannahen des Feindes hatten sich wieder viele Einwohner auf die Flucht begeben, während das Landvolk in Landsberg zusammenströmte. Die Urkunden und Kirchenkostbarkeiten wurden diesmal nach Innsbruck gebracht. Am 8. Oktober verlobte sich die Stadt bei Errettung aus Feindeshand ein Hochamt in der Pfarrkirche halten zu lassen und von den Opfergaben ein kostbares Dank- und Erinnerungszeichen zu stiften.

Als der Kurfürst die Absicht Wrangels merkte, verstärkte er in aller Eile die hiesige Besatzung und beauftragte den Kommandanten, den Ort für alle Fälle zu halten Nach einem erfolgreichen Ueberfall, den General Weert auf die sich sorglos der Jagd hingebenden Truppenteile Wrangels bei München unternahm, kam dieser am 9. Oktober von Kaiserlichen und Bayern gedrängt in Kaufering an. Nachdem sich ein Durchbruch bei Landsberg als unmöglich erwies, geriet Wrangel in eine bedrohliche Lage. Um nicht überrascht zu werden, stellte er seine Truppen in Schlachtordnung auf. Ausweislich eines zeitgenössischen Stiches verlief die Aufstellung auf dem östlichen Lechufer etwa 2 km nördlich von Landsberg in Richtung Kaufering. Im Süden der in 2 Schlachtreihen gegliederten Ordnung befand sich französische Kavallerie, anschließend folgte schwedische Kavallerie, sodann kam französische Infanterie, der schwedische Infanterie angegliedert war. Den nördlichen Teil bildete schwedische Kavallerie. Die Artillerie wurde östlich der Infanterie aufgestellt mit allgemein östlicher Schußrichtung. Die Unterstäbe hatten in der Mitte zwischen den 2 Schlachtreihen Aufstellung genommen. Das alliierte Hauptquartier war in einem schloßähnlichen Gebäude, das den heutigen Burgstall bei Sandau bekrönte, untergebracht. Die für die kaiserlich-bayerischen Truppen strategisch vorteilhafte Lage wurde von dem Oberbefehlshaber Feldmarschall Enkenvoirt ungenützt gelassen. Nachdem Wrangel sah, daß die Kaiserlichen und Bayern keine Entscheidung suchten, zog er lechabwärts nach Scheuring, wo er am 10. Oktober auf einer vorbereiteten Laufbrücke den Lech überquerte und in Richtung Schwabmünchen abzog. Am nächsten Tage folgte das kaiserlich-bayerische Heer über Scheuring nach Friedberg. Bayern war nunmehr vom Feinde frei. Dieser war eben im Begriffe, die Winterquartiere in Schwaben zu beziehen, als am 13. November 1648 die amtliche Bestätigung eintraf: „Daß der liebe Frieden nunmehr richtig geschlossen und öffentlich publiziert werden solle. Demnach der Frieden nit allein geschlossen und von allen Teilen unterschrieben, sondern auch alle Feindseligkeiten eingestellt wurden, daß man nunmehr sicher zu Haus bleiben kann, also bewelchen wir euch hiermit gnädigst, daß ihr solches in euerm bürgerlichen Distrikt zu männlicher Wissenschaft alsbalden publizieren und kundbar machen lassen sollet.“

In dankbarer Erinnerung an die Errettung aus Feindeshand feierte man schon am 3. November 1648 ein Lobamt in der Stadtpfarrkirche, das mit größter Feierlichkeit begangen wurde. Aus den eingegangenen Gaben wurde durch den Augsburg'schen Goldschmied Fesenmayr ein silbernes Marienbildnis angefertigt.

Die einst so blühende Stadt bot einen erschütternden Anblick dar. Schwert, Hunger und Pest hatten einen großen Teil der Bewohner dahingerafft. Die Zahl der Bürger, die vor dem Kriege 650 betrug, war auf 202 herabgesunken. Ein Teil der Häuser war verfallen und unbewohnt.

Im Mortuarium der Stadtpfarrei Maria Himmelfahrt ist am Ende der Jahreseinträge von 1648 nachstehendes vermerkt: Trosilos war der Zustand, in welchem sich nach dem Kriege Stadt und Bezirk befanden. Die Bevölkerung war auf ein Drittel des früheren Bestandes zusammengeschmolzen. Ruinen und Schutt, wo vorher freundliche Dörfer, Ode und Wildnis, wo ehemals blühende Fluren. Große Teuerung folgte und auf dem Lande nahm das Hitzige Fieber sehr überhand.

Manche Namen und Gebräuche, die sich zum Teil noch erhalten haben, erinnern uns an jene furchtbare Zeit. So z. B. der Schwedenturm beim Staffingeranwesen, die Schwedenschanze beim Nonnenbräukeller, die Schwedenkapelle, auch Marienkapelle genannt, über dem Hauptportal der Stadtpfarrkirche, Schwedenglocke, Schwedentrunk, Jungfernsprung usw. . . Die Sebastianiprozession, die heute noch gefeiert wird, geht auf die Pestjahre des 30jährigen Krieges zurück. Die Bittprozession nach Andechs, die ebenfalls noch abgehalten wird, ist als Danksagung an Gott aus Anlaß der Beendigung der Pest 1639 eingeführt worden. Bis um das Jahr 1900 war hier das sog. Dreiläuten, im Volksmund Vesperläuten genannt, üblich. Dieser alte Brauch, der sich 250 Jahre lang erhalten hat, diente zur Erinnerung an den Abzug der Schweden in den Oktobertagen des Jahres 1648, wo sie gegen Nachmittag 3 Uhr die Stadt für immer verließen.

So unermeßlich groß das Elend war, so bewunderungswürdig ist die Tatkraft unserer Ahnen, die durch zähen Fleiß das hiesige Gemeinwesen in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu voller Entwicklung brachten. Bürger und Bauer, Handelsleute und Gewerbetreibende wetteiferten, die ausgeplünderte, verarmte und zum Teil zerstörte Stadt wieder instandzusetzen. Besonderer Anteil an den Aufbauarbeiten kommt den Zünften zu, die durch den planmäßigen Einsatz der Facharbeiter der Stadt in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder das alte gepflegte Aussehen gaben. Schon nach wenigen Jahrzehnten traf man in Landsberg wieder ein wohlhabendes Geschlecht an, das namhafte Zuwendungen zur Stadtpfarrkirche und zu Wohltätigkeitsstiftungen machen konnte. Die Liebe unserer Vorfahren zur angestammten Heimat sei auch uns ein nachahmungswürdiges Beispiel. Was vor 300 Jahren möglich war, muß auch heute möglich sein, wenn wir vor der Geschichte bestehen wollen.

Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier

Wandern wir durch die heutige Herkomerstraße in Landsberg zum Stadtplatze, so erblicken wir an dem Hause Nr. 11, Herrn Photograph Sutor gehörig, eine Gedenktafel mit folgender Inschrift: „In diesem Hause ward am 5. Juli 1767 geboren Ignaz Albert v. Riegg, Reichsrat, Komtur des Verdienstordens der bayer. Krone, vom Jahre 1824 bis zum Jahre 1836 Bischof von Augsburg.“

Unter den vielen merkwürdigen und verdienten Männern, welche aus der alten Lechstadt hervorgegangen sind, nimmt der Genannte nicht durch die von ihm bekleidete hohe Kirchenwürde eine hervorragende Stelle ein, sondern insbesondere durch die vorzüglichen Eigenschaften, die ihn als Priester, Lehrer und Vaterlandsfreund in gleicher Weise auszeichneten und ihm eine Bedeutung schufen, welche weit über die Grenzen seiner Diözese hinaus reichte.

Das Geburtshaus Bischof Riegg's ist bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts nachzuweisen. Es befand sich damals, und auch während des 16. Jahrhunderts, im Besitze der wohlhabenden Bürgersfamilie Käslin, welche das einträgliche Weißbergergewerbe darauf ausübte. Ein Hans Käslin war zu jener Zeit herzoglicher Kastner in Landsberg. Das offenbar auf das Gewerbe hinweisende Wappen dieser Familie zeigt eine Gemse (auch Ziege) auf einem Berge stehend. Es findet sich mehrfach noch auf Siegeln, welche an Urkunden des Stadtarchives und des Reichsarchives hängen, und in Stein ausgehauen war es bis vor einigen Jahrzehnten im Hofe des genannten Anwesens zu sehen. Auch Bischof Riegg hat dies Wahrzeichen seines Vaterhauses in sein Wappenbild aufgenommen. — Am Beginne des 18. Jahrhunderts treffen wir das Haus im Besitze des Weißbergers Josef Braun, von dem er dann an die aus Friedberg stammende und ebenfalls das Weißbergergeschäft betreibende Familie Riegg übergang.

Ignaz Riegg, der Vater des Bischofs, war dreimal verheiratet. Seine erste Ehe schloß er am 14. Juli 1749 mit Maria Holl, Weberstochter von Landsberg. Diese

Frau war lungenleidend und starb am 12. Mai 1761. Nun heiratete er am 3. August 1761 zum zweitenmale, u. zw. die Maria Theresia Schilkin von Tölz, aus welcher Ehe der spätere Bischof mit noch drei anderen Geschwistern hervorging. Doch auch diese Frau wurde ihm bereits am 17. Januar 1768, erst 32 Jahre alt, durch den Tod entrisen. Durch die Sorge für das Geschäft und die vorhandenen Kinder gezwungen, ging Riegg nun am 27. Juli 1768 die dritte Ehe ein mit Maria Elisabeth, geb. Schrederin, von Ohlstatt bei Murnau. — Ignaz Riegg starb am 4. September 1784 in einem Alter von 60 Jahren und wurde am anderen Tage mit ganzem Kondukt auf dem Pfarrkirchenfriedhof an der Seite seiner beiden ersten Frauen beerdigt. — Aus den drei Ehen waren 20 Kinder entsprossen. Es ist deshalb kein Wunder, wenn — besonders in Zeiten der Teuerung — Schmalhans oft genug Küchenmeister war. Aber es gelang der unermüdlichen Tätigkeit des Vaters, seine Familie ordentlich zu versorgen. Dabei wurde er bestens von seiner dritten Gattin Maria Elisabeth unterstützt. Diese war eine ebenso tüchtige als brave und sparsame Hausfrau, allen Kindern ihres Mannes eine gleich liebevolle und besorgte Mutter, und Bischof Riegg, der ja seine wirkliche Mutter nicht mehr gekannt hatte, war ihr stets mit herzlicher Verehrung zugetan. Der Vater den das Vertrauen seiner Mitbürger zuerst in den äußern, dann in den innern Rat berufen hatte, wo er während vieler Jahre als Bürgermeister im Amte tätig war, hatte wenig Zeit, sich um die inneren häuslichen Angelegenheiten und die Erziehung seiner Kinder kümmern zu können. Es ist deshalb vorzüglich das Verdienst seiner letzten Gattin, daß alle Kinder fromm und gottesfürchtig heranwuchsen, und daß besonders in dem jugendlichen Herzen des zukünftigen Bischofs die Freude an dem geistlichen Berufe geweckt und genährt wurde. Diese Neigung, verbunden mit hervorragenden Geistesgaben, war Ursache, daß der talentvolle Knabe das in Landsberg bestehende Gymnasium besuchen durfte. Nun waren aber damals für Ordensgeistliche viel bessere Aussichten als für Weltgeistliche vorhanden, und da auch die Ausbildung der ersten weniger materielle Opfer erforderte, was bei so großer Familie wohl in Anschlag zu bringen war, so treffen wir unseren jungen Freund bereits im Jahre 1781 — also als 14jährigen Jüngling — in der Klosterschule des Chorberrnstiftes Polling bei Weilheim, von wo er im folgenden Jahre an das Seminar für Studierende in München kam. Hier nahm sich besonders P. Franz Xaver Weinzierl, welcher als Professor der lateinischen und griechischen Sprache am Seminare wirkte, des viel versprechenden Jünglings an, und diesem ausgezeichneten Manne und Gelehrten hatte Riegg sehr vieles zu danken, welchen Dank er auch dem verehrten, geliebten Freunde und Lehrer, der 1833 als Stadtpfarrer in Neustadt a. d. Donau starb, bis ans Ende treulichst bewahrte. — Am 15. Oktober 1785 wurde der nun 18jährige Riegg als Novize in das Kloster Polling aufgenommen und erhielt dort, als er nach vollendeter Probezeit Profeß ablegte, den Namen Ignaz Albert. Franz Töppl, der damalige Probst von Polling, ein sehr gelehrter Prälat, wurde bald auf die großen Geistesgaben des jungen Ordensmitgliedes und insbesondere auf dessen Fähigkeiten und Leistungen in Physik und Mathematik aufmerksam und so kam es, daß Ignaz Albert, trotz seiner Jugend, mit der Aufsicht über das physikalische Kabinett des Klosters und das Observatorium betraut wurde. Am 29. September 1790, also in einem Alter von 23 Jahren, empfing Ignaz Albert die Priesterweihe und wurde ihm nun die Klosterpfarre Oderding zur Pastorierung überwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Heimattreunde!

Wir bitten unsere Heimattreunde um Mitarbeit an den „Landsberger Geschichtsblättern“. Aus den Ortschroniken und alten Hausurkunden könnte manches Interessante in unseren Blättern Aufnahme finden und damit einer größeren Zahl von Forschern und Heimattreunden dienen.

Einsendungen sind nur an die Schriftleitung der „Landsberger Geschichtsblätter“ Landsberg a. L., Postfach 31, erbeten.

Die Scagliola-Arbeiten Dominikus Zimmermanns

(Fortsetzung.)

Die mittleren Predellafelder erhielten den Schmuck farbiger Blumensträuße. Die schrittweise zunehmende Unmittelbarkeit D. Zimmermanns ist auch hier zu beobachten: Die Sträuße werden uns, mit flatternden Bändern locker gebunden, entgegengereicht. Auf feste Vasen, die in Fischingen verwendet wurden, wird verzichtet. Die Blumen sind in Farbe und Form noch differenzierter geworden. Die Mittellinie ist klar betont. Das Gegengewicht der beiden seitlichen Hälften ist ausgewogen. Der Strauß ist nicht mehr so dicht wie am Josefsaltar in der Iddakapelle in Fischingen. Wie dort, erscheinen die breiten Blätter, die aufgeblühten Rosen, die blauen Ehrenpreise und sonnenähnliche Blumen. Die gelbe Narzisse mit langem Kelch kehrt u. a. in dem ausgezeichnet gut gemalten Antependium aus der Sölber Kirche im Bayerischen Nationalmuseum wieder so daß dieses auch aus diesem Grunde dem Zimmermann-Kreis zugesprochen werden muß (etwa 1725—1730). Die Umrißliniatur ist in den Wemdinger Scagliola-Stücken noch gefranst und zarter geworden, die Farben werden noch nuancierter, lichter und durchscheinender. Der stets schwarze Stuckuntergrund gibt wie Wachsgrund die leiseste Bewegung und jeden Farbkontrast wieder. Die Wemdinger Altäre und ihre Scagliola-Stücke zählen zu den reifsten Arbeiten des damals achtundzwanzigjährigen Meisters.

4. Birkland, Ldkr. Schongau, Pfarrkirche: ein Antependium und sechs Predellenstücke (1715)

Am äußeren Feld des Säulenpostamentes des Hochaltars der ehem. Filial- jetzt Pfarrkirche zu Birkland am rechten Lechufer brachte D. Zimmermann seine Signatur an: „DOMINICUS : ZIMMERMAN.“ Darunter: „gebirgig . von . Wesobrun . ANNO : 1715“. Zu Birkland stand der Meister in naher Beziehung. 1641 war sein Großvater Jakob Zimmermann endgültig als Bäcker von Birkland nach Wessobrunn (Gaispoint) ausgewandert.

Den vornehmen Altar hat schon Muchall-Viebrook beschrieben. Die Altarvorderwand ist wieder konkav gewölbt. An den Seitenecken sind Volutenstücke angebracht, deren Schnecken sich oben unterhalb der Tischkante einrollen. In der Mitte des Antependiums sehen wir im Kreismedaillon auf schwarzem Stuckgrund die schöne Madonna, die „Liebsumutter von Wessobrunn“, die auch im Wemdinger Altar auftrat. Hier steht sie als apokalyptisches Weib auf der schlangenumwundenen Weltkugel, die zwei kleine Englein mit rötlicher Konturenschraffierung tragen. Die seitlichen Felder schmiegen sich nach innen zu nicht nur dem Kreismedaillon an, sondern auch den Voluten. Die Umrißlinien der mit Blumen ausgefüllten Felder werden im Sinne des Rokokos gebogen wie Stuckleisten. Der Eindruck harten Marmors, der imitiert wird, wird von Altar zu Altar schrittweise aufgehoben.

Die Säulenpostamente sind im Viertelkreis (wie an drei Altären in Fischingen) gedreht. An ihren Flächen und an der Predella befinden sich sechs Scagliola-Stücke. Sie erhielten — drei Jahre nach Fertigstellung der Wemdinger Seitenaltäre — nur noch je eine Blüte. Die Konturen der Blätter zog ein dünner Pinsel mit hellerer Farbe. Es scheinen Feld- und Heilkräuter zu sein (Mäglöckchen, blauer Ackerrittersporn (?) wohl roter Fingerhut, rötliches Gottesgnadenkraut (?) und der Ehrenpreis mit der Signatur); für die Altarvorderwand sind Garten- und Zierblumen verwendet. Diese Liedhaftigkeit, die die einzelnen Blumenstücke auszeichnen, erreichte Zimmermann in späteren Werken nicht mehr.

5. Landsberg a. Lech, Stadtpfarrkirche: ein Antependium am Rosenkranzaltar (1721)

Der Kredenzaltar an der Nordseite des Chores der Landsberger Stadtpfarrkirche erscheint als Gelegenheitsarbeit D. Zimmermanns. Die Stuckmarmorierung weist sehr interessante Farben auf. Aber das Motiv des Lambrequinbaldachins hat Zimmermann in den beiden

Seitenaltären der Buxheimer Pfarrkirche geschmeidiger gelöst. Die rechteckige Scagliola-Tafel am Altartisch hat die Aufgabe, auf das hundertjährige Bestehen der Rosenkranzbruderschaft (1621—1721) und auf den Stifter des Altares, Pfarrer Frz. X. Hagenrainer, hinzuweisen. Die Komposition, etwa 0,40 : 1,30 m in rechteckigem Feld, besteht aus dem Wappen des Pfarrherrn, über dem der Hut des päpstlichen Protonotars schwebt, und zwei flankierenden Kartuschen mit den entsprechenden Inschriften. Bedeutsam für Zimmermann ist die hügelige Landschaft, in die er Wappen und Kartuschen stellt. Die zart verzweigten Bäume treten bereits im Antependium zu Biberach auf; rechts außen steht ein Bäumchen in rötlichem Herbstlaub; der Himmel ist mit grau-rosa Wolken verwischt. Ueber der lehrainischen Voralpenlandschaft liegt leise Melancholie.

Die Farben sind vor allem bei der Behandlung des Wappens mannigfaltig und in kühner Zusammenstellung aufgetragen. Auf grünem Feld springt ein weißes Einhorn. In gelben Feldern sind weiße Rechtecke mit roten Sternen eingesetzt. Reiche, heraldische, fein gezeichnete Zier umrankt das Wappenschild. Die Inschriften sind in gelber Farbe auf schwarze Felder eingeschrieben. Die grauen Schilde erhielten weißgezackte, oft blätterartige Umrißlinien. Rechts unten befinden sich die gelben Signalturbuchstaben: „D · Z :“

6. Würzburg, Neumünster: zwei Antependien, vier Predellen. und zwei Fensterlaibungsstücke (1721)

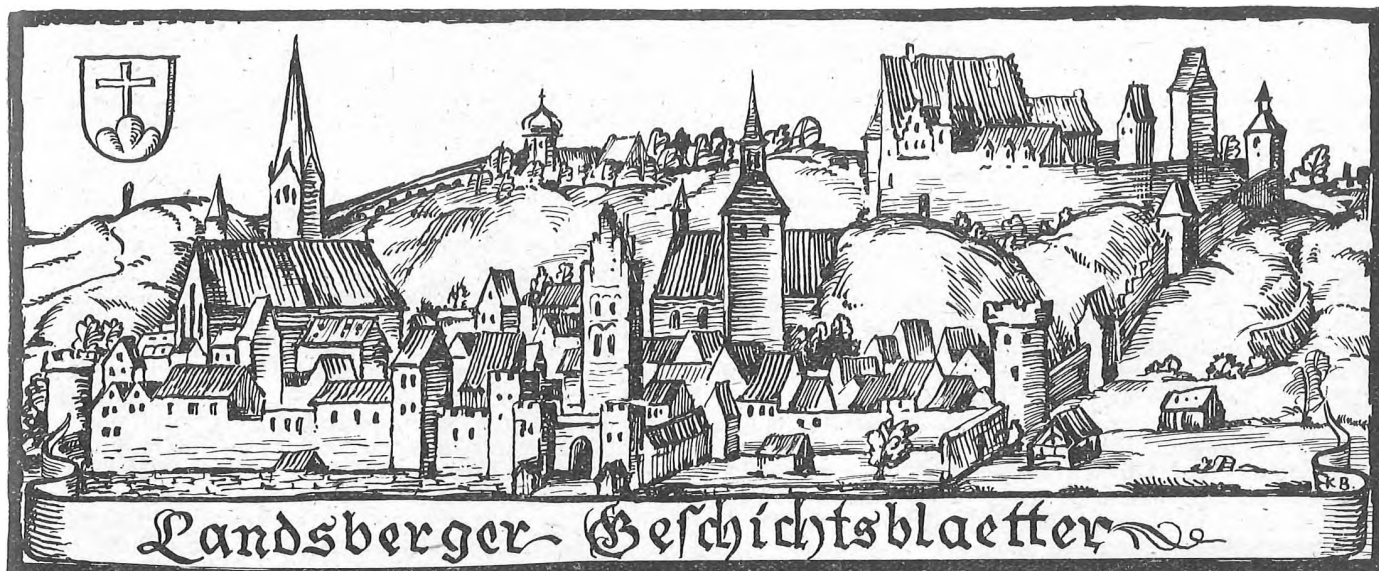
Für das Neumünster in Würzburg schuf D. Zimmermann zwei Nebenaltäre zu Ehren der Hl. Bonifatius und Burkard und die spätbarocke Verkleidung der romanischen Hochaltarapside. Der freistehende Ziboriumsaltar wurde 1778 wahrscheinlich vom Stiftsbildhauer Gg. Winterstein gefertigt. Man darf annehmen, daß D. Zimmermann auch den früheren Ziboriumsaltar geliefert hat und daß er ein Scagliola-Antependium besaß wie die beiden Nischenaltäre. Der nördliche St. Bonifatiusaltar weist im Antependium an der Klinge des Schwertes die Inschrift auf: „Dominicus“ (1. Zeile) „Zimmermann a : 1721“ (2. Zeile). Da Zimmermann die Scagliola-Arbeit signierte, wollte er sich auch hier vor allem als der Meister der Scagliola-Technik vorstellen⁵⁾

Die beiden Nebenaltäre in den östlichen Diagonalnischen des achteckigen Laienraumes sind ihrer Zeit weit vorangeeilte Altarwerke. Sie entsprechen sich im eleganten Aufbau, doch ist die Färbung des Stuckmarmors in Nuancen verschieden und nur das schwarze Stuckfeld der Altarvorderwand des Bonifatiusaltars weist leichte weiße Äderung auf. Die beiden Predellastücke dieses Altares bringen ornamentale Verzierungen; am St. Burkardsaltar verwendet D. Zimmermann jedoch Ranken.

Die Vorderwände der Altartische sind wiederum konkav geschwungen und zeigen wie der Hochaltar zu Birkland seitlich Volutenstücke. Die Antependienfelder teilte D. Zimmermann bisher oftmals in drei Teile ein. Hier wählte er einen durchgehenden schwarzen Stuckgrund und vergrößert das Mittelstück. Die spätbarocken Motive mit fester Umrandung werden abgestreift. Zum ersten Male widmet sich der Meister hier vordergründiger Architekturmalerei. Inmitten einer Kartusche mit hellgelbgrauer Blätterumrankung erscheint auf der linken Bildseite des Antependiums des Bonifatiusaltars eine mit hohen Rundbögen geöffnete Vorhalle, an die sich eine Palastecke mit Figurennische und eine kleine Pyramide anschließen. Auf der rechten Seite öffnet sich das Blickfeld in eine Berglandschaft. Im Vordergrund liegt auf einem Sockel das Schwert das in historischer Wiedergabe die Bibel des hl. Bonifatius durchstößt. Im Knauf sind vier echte Perlmutterstücke eingelassen. In der Kartusche des Burkardaltars blicken wir in einen plattenbelegten Innenraum, dessen Wände sich in der Bildmitte im 135-Grad-Winkel schließen. Drei offene Portale führen ins Freie.

(Fortsetzung folgt.)

⁵⁾ Vgl. H. Schnell, Würzburg, Neumünster, Kl. Kunst- u. Kirchenführer, Süddeutschlands Nr. 247.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 5

38. Jahrgang

1948

Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier

(Fortsetzung)

Trotz dieser Arbeit setzte er seine naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien eifrigst fort und erwarb sich ein weit über das gewöhnliche Maß hinausgehendes Wissen, das nicht unbemerkt bleiben konnte und auch Ursache war, daß P. Riegg schon im Jahre 1794 als Professor der Physik und Mathematik an das Lyzeum nach Neuburg a. d. Donau berufen wurde. Hier erfüllte er seine Pflichten mit unermüdlichem Eifer. Seine Vorträge, insbesondere über Experimentalphysik, waren ebenso faßlich als gründlich und wurden nicht nur von den Schülern, sondern auch von Bewohnern der Stadt mit großem Interesse besucht. Durch die Provinzialregierung erhielt Riegg auch den ehrenvollen Auftrag, alle staatlichen Gebäude, welche noch keine Blitzableiter hatten, mit solchen zu versehen, die schon vorhandenen Leitungen aber auf ihre Tauglichkeit zu untersuchen, bzw. richtig zu stellen.

Im Jahre 1798 wurde P. Riegg zum Rektor des Lyzeums ernannt, und als dasselbe ein Jahr später aufgehoben wurde, erhielt er die Direktion über die damals in Neuburg bestehenden zwei Erziehungsanstalten, nämlich das adelige Kollegium und das Seminar für die Studierenden. In jedem

dieser Aemter verstand es Riegg, sich ebenso die Zuneigung der Schüler und Zöglinge, wie das Vertrauen der Eltern, die Achtung und Verehrung des Lehrkörpers zu gewinnen. Die Freudigkeit und Intensität, mit der er sich in das Wesen der ihm anvertrauten Erziehungsanstalten vertiefte, steigerten seine Liebe für dieselben, und diese Empfindung drückte ihm die Feder in die Hand, als er im Jahre 1802 ein ausführliches Gutachten über die Schul- und Erziehungsanstalten in Neuburg ausarbeitete und bei der Regierung von Neuburg einreichte. Gerade dieses Gutachten Rieggs bildet einen Hauptgrund, warum das Seminar in Neuburg erhalten blieb; war ja doch seine Auflösung und die anderweitige Verwendung der bedeutenden Fonds schon ins Auge gefaßt.

Trotzdem also P. Riegg durch seine Berufsgeschäfte vollauf in Anspruch genommen war, fand er doch noch Zeit, auch seelsorgerlich tätig zu sein und insbesondere durch Krankentrost und eindringliche Predigten zu wirken. Diese Tätigkeit sollte auf seinen späteren Lebensgang nicht ohne Einfluß sein.

Im Jahre 1797 kam Fürst Johann Alois von Oettingen-Spielberg nach Neuburg, um dem gerade dort weilenden Kurfürsten Karl Theodor einen Besuch abzustatten. In seiner Begleitung befand sich der geheime Rat Joh. B. Edmund von Rusch. Aber schon am Tage nach seiner Ankunft wurde der Fürst vom Schlage getroffen und die Aerzte gaben ihn verloren. Rat Rusch, der von Riegg schon viel Rühmliches gehört, ließ diesen um seinen geistlichen Beistand für den Fürsten



Photo: Hirschbeck

Bild des Bischof Riegg im Stadtarchiv Landsberg a. Lech

bitten und Riegg eilte sofort an das Sterbelager. Er spendete dem Schwerekranken nicht nur die Segnungen der Religion, sondern verstand es auch, ihm mit gütigem Zuspruch und freundlichem Walten, die sechs Tage, welche der Fürst noch lebte, zu erleichtern und nach dessen Hinscheiden die schwerkgebeugte Witwe, welche in diesen schweren Stunden nicht von der Seite ihres Gemahls gewichen war, zu trösten und aufzurichten. Die edle Frau, eine geborene Fürstin von Auersperg, wurde dadurch von tiefem Danke erfüllt. Auf ihren Wunsch reiste Riegg mit dem fürstlichen Leibarzte nach Oettingen und hielt hier bei den feierlichen Exequien eine tiefempfundene Trauerrede. Auch die übrigen Mitglieder der fürstlichen Familie zog Achtung und Verehrung zu dem schlichten und doch geistig so hoch stehenden Priester, und als später der junge Fürst sich vermählte, mußte Riegg die Einsegnung des hohen Brautpaares vornehmen.

Im Jahre 1802 wurden die Klöster, und also auch Polling, aufgehoben und P Riegg verlor dadurch nicht nur den Zuschuß, den ihm das Stift als einem Kapitularen bisher geleistet, sondern auch die Aussicht auf eine auskömmliche Versorgung im Alter. Um den verdienten Mann zu entschädigen, verließ ihm Kurfürst Max Josef am 1. Juli 1803 die Einkünfte der Pfarrei Allersberg bei Hilpoltstein in Mittelfranken; doch war Riegg verpflichtet, einen Vikar auf seine Kosten zu halten. Hiezu gab das Ordinariat Eichstätt seine Einwilligung und der päpstliche Stuhl erteilte die erbetene Dispens.

Am 25. Oktober 1803 wurde Riegg zum Oberschul- und Studienkommissär der Provinz Neuburg ernannt. Auf besonderen Wunsch des kurfürstlichen Generaldirektoriums behielt er auch die Oberaufsicht über das Studienseminar in Neuburg bei. Unterm 12. August 1804 erhielt Riegg als Nebenamt die Inspezienz über die pfalzneuburgische Provinzialbibliothek und am 6. Dezember desselben Jahres wurde ihm statt der Pfarrei Allersberg die näher bei Neuburg gelegene Stadtpfarrei Monheim unter den gleichen Vergünstigungen als „bleibende Belohnung seiner Verdienste“ übertragen.

Aber dem würdigen Priester, dem ausgezeichneten Gelehrten, dem hochverdienten Schulmanne waren noch weitere Aemter und Ehren vorbehalten.

Am 6. September 1805 wurde Riegg als Referent über das gesamte Schulwesen der Provinz Pfalz-Neuburg aufgestellt und ihm Titel und Rang eines wirklichen Landesdirektionsrates verliehen. In diesem neuen, ebenso ausgedehnten als wichtigen Wirkungskreise rechtfertigte Riegg vollkommen das Vertrauen der höchsten Stelle. Trotz der sehr ungünstigen Zeitverhältnisse verstand er es, die Schulen in kurzer Frist merklich zu heben, herrschende Vorurteile zu beseitigen, Eltern und Kinder, Geistlichkeit und Lehrer für den Fortschritt im Wissen zu begeistern, einen ansehnlichen Schulfond zustande zu bringen, bessere Lehrbücher einzuführen, die Heranbildung tauglicher Lehrer zu fördern und ihre Gehaltsverhältnisse zu verbessern. Durch Preise und Denkmünzen suchte er in den Schulen den Eifer im Lernen zu erhöhen; arme Kinder, welche sich durch Wohlverhalten und Fleiß auszeichneten, ließ er neu kleiden und gab talentierten Schülern Unterstützungen zur Erlernung eines Geschäftes oder Handwerks. Unter seiner tatkräftigen, geschickten Leitung mehrten sich die Schulen; Feiertags-, Industrie- und Singschulen entstanden und einsichtsvolle Distriktschulinspektoren und eifrige Lehrkräfte suchten wetteifernd und mit regster Hingabe seinen Intentionen gerecht zu werden. Ein geradezu staunenswerter Fortschritt auf dem Gebiete des Volksschulwesens verkündete damals den Beginn einer neuen Zeit und unter den edlen und bedeutenden Männern, welche die Fahne der Begeisterung trugen, steht Riegg mit an erster Stelle. Diese seine ausgezeichneten Leistungen waren denn auch Ursache, daß ihm wiederholt die allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen wurde, und als man im Jahre 1807 die Schulkommissariate von Neuburg und Eichstätt vereinte und Riegg deshalb sein Referat verlor, verlieh ihm der König den Titel eines wirklichen geistlichen Rates.

Nun zog sich Riegg auf seine Pfarrei Monheim zurück. In dem kleinen, am Rande des Rieses gelegenen Städtchen, widmete er sich jetzt ganz der Seelsorge. Ausgezeichnet als Kanzelredner, unverdrossen eifrig in der Caritas, treubesorgt für die Schule, gewann er sich

rasch Zutrauen, Liebe und Dank seiner Gemeinde. Die Verschönerung der dortigen Pfarrkirche — einst Klosterkirche —, der Neubau des Pfarrhofes, waren sein Werk; seine Erholung aber fand er in den Genüssen, welche Wissenschaft und Kunst ihm boten.

Also lebte er weitab vom Getriebe des Verkehrs; aber seine Person war höchstenorts nicht vergessen. Das zeigte sich besonders im Jahre 1809.

Durch den Preßburger Frieden (1805) waren Tirol und Vorarlberg an Bayern gekommen und wurde Vorarlberg zuerst der Provinz Schwaben, später aber dem Illerkreise zugewiesen. Doch die neuen Landesteile zeigten sich von ihrer Angliederung an Bayern durchaus nicht erbaut und unverständige Verwaltungsmaßregeln trugen dazu bei, jenen Aufstand zu entfachen, der im Jahre 1809 unter der Führung von Andreas Hofer ganz Tirol und auch Vorarlberg ergriff und erst nach beispiellos erbittert geführten Kämpfen in der Tragödie von Mantua sein Ende fand. Nun suchte man nach Mitteln, um die unterworfenen Gebiete fest und dauernd an Bayern zu fesseln und glaubte zu solchem Zwecke sich in erster Linie religiöser Einwirkung versichern zu müssen. Durch die Geistlichkeit sollte das Volk auf den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit verwiesen werden; da man aber der Geistlichkeit selbst nicht sicher war, so bedurfte man vor allem einer geeigneten Person, welche den Klerus zu gewinnen imstande schien und eine solche fand man in dem geistlichen Rate Riegg. Im allerhöchsten Auftrage bereiste dieser die Landgerichte Feldkirch, Montavon, Sonnenberg, Bregenz, Bregenzerwald, Immenstadt und Weiler, versammelte die Geistlichen um sich, legte ihnen die Pflichten, welche so kritische Zeiten erforderten, ans Herz, verwies sie auf die Worte des Evangeliums, mahnte sie durch Predigten und Privatvorträge, das Volk zu belehren, die staatlichen Verhältnisse richtig zu schildern und ungescheut die Sprache der Vernunft gegenüber den Einflüsterungen politischer Leidenschaften und Verirrungen zu reden.

In einem 20 Bogen umfassenden Berichte schilderte er dann der Regierung die Resultate seiner Sendung, wobei er aber auch mit großem Freimute auf die vielen behördlichen Mißgriffe hinwies, in denen ein gut Teil der Insurrektionsursachen zu erblicken war. Das Präsidium des Illerkreises sprach sich über das vorzügliche Elaborat sehr anerkennend aus und empfahl den Berichterstatte allerhöchster Würdigung und Belohnung. Aber die welterschütternden Ereignisse, welche sich zu Beginn des zweiten Jahrzehntes im vorigen Jahrhunderte abspielten, ließen vieles in den Hintergrund treten und so finden wir denn Riegg noch 12 Jahre — bis zum Jahre 1821 — in dem weltverlorenen Städtchen des Juras. Nun aber sollte er mit einem Male wieder auf die Leuchte gestellt werden. Das freundschaftliche Verhältnis, in welches Riegg seinerzeit zum fürstlich Oettingenschen Hause getreten war, bestand noch unvermindert fort, unterstützt durch die geringe Entfernung, welche zwischen Monheim und Oettingen liegt. Auch der bei König Max I. in großer Gunst stehende Feldmarschall Fürst Wrede, der als Schwiegervater des Fürsten oft in Oettingen weilte, gehörte zu den Gönnern Rieggs. Solche Beziehungen, verbunden mit unbestreitbaren Verdiensten, waren die Ursache, daß am 16. Februar 1821 der Pfarrherr eines fast unbekanntes schwäbischen Städtchens auf die bedeutendste Pfarrei des Landes, an die Domkirche zu U. L. Frau in München berufen und am 22. April hier feierlich installiert wurde. Damit aber begann für Riegg der zweite Teil seiner an Mühen wie Ehren reichen Laufbahn.

Riegg täuschte die Erwartungen, die man in ihn gesetzt hatte, nicht, und als daher das Erzbistum München-Freising errichtet und die Frauenkirche zur Metropolitankirche erklärt wurde, da ernannte man ihn — unter Beibehaltung der Pfarrei — zum Domkapitular I. Klasse und zum summus custos der erzbischöflichen Kathedrale.

In all den Ehren und Würden blieb Riegg der bescheidene, liebenswürdige, charakterfeste Mensch und Priester, der sich durch seine Toleranz und Friedensliebe, seinen seelsorgerlichen Eifer, seine vorzügliche Beredsamkeit solch allseitige Achtung erwarb, daß König Max Josef ihn zu seinem Beichtvater wählte und die königliche Familie ihm volles Zutrauen entgegenbrachte.

(Fortsetzung folgt)

Die Scagliola-Arbeiten Dominikus Zimmermanns

(Fortsetzung)

Im Vordergrund liegt auf perlmuttergeschmücktem Sockel ein roter Herzogshut. Das Bild nimmt wie das vorhin beschriebene Scagliola-Stück auf Szenen des Lebens des Altarheiligen Bezug.

Die beiden Predellenfelder des Bonifatiusaltars zeigen in drei Reihen Rautenmuster mit verschiedenfarbigem Untergrund. Es wechseln hellgraue und gelbe Streifen. In den Rauten tritt ein weißes Blattmuster in Kreuzform auf. Der Grund der Rauten ist rosafarben, der mittlere Punkt rot. Am Burkardsaltar, der laut Inschriftkartusche ein Jahr später entstand (1722), verwendete Zimmermann in hellgrauen Feldern sein zartliniges Rankenmuster: Gelb und grau gemalte Ranken entwachsen in differenzierter Abstufung einem Volutenmotiv.

Die Pilaster am Eingang der Nischen erhielten ornamentale Vorlagen, die spitzzulaufende Ecken oftmals bei Zimmermann wiederkehren, u. a. an dem ihm zuzuschreibenden Gut-Beth-Altar in der Stiftskirche in Waldsee, Württ. In der Halbkuppel malte D. Zimmermann seine rosa verstrichenen Wolken. In der Hochaltarapside finden sich Scagliola-Arbeiten nur an den Ostseiten der beiden Fensterlaibungen. Auf schwarzem Stuckgrund leuchten die bekannten Blumen D. Zimmermanns hervor.

An diese 36 gesicherten Scagliola-Stücke an sechs verschiedenen Orten aus der Zeit von 1708 bis 1722, aus denen sich ein klares Bild der Eigenart Zimmermanns gewinnen ließ, können mehrere andere Arbeiten angeknüpft werden.

II. NICHTSIGNIERTE SCAGLIOLA-ARBEITEN, DIE D. ZIMMERMANN ZUZUSCHREIBEN SIND

1. Niederschönenfeld, Ldkr. Neuburg a. d. D., Pfarrkirche: eine Altartafel des Bernhardaltars (etwa 1705—1708)

Anfang des 18. Jahrhunderts wurden in der 1662 geweihten Niederschönfelder Zisterzienserinnenkirche zwei neue Altäre am 4. Arkadenbogen des Langhauses (vom östlichen Chor ab) aufgestellt. Sie entsprechen einander im Aufbau. Der linke (nördliche) Nebenaltar wurde im 19. Jahrhundert etwas verändert, als das vielverehrte Kreuz der Klosterkapelle dort aufgestellt wurde. Wohl bei dieser Veränderung hat man das Antependium mit seiner Scagliola-Arbeit entfernt. Da der rechte (südliche) Altar zu Ehren des hl. Bernhard v. Cl. eine Altarvorderwand dieser Art besitzt, dürfte der linke Altar ebenfalls eine ähnliche Arbeit aufgewiesen haben. Die beiden einfachen, der Wiederherstellung bedürftigen Altäre sind D. Zimmermann zuzuschreiben. Die Sockel besitzen eine konvexe Wölbung, die D. Zimmermann an den Säulenfüßen der Chorbogenmauer in der von ihm etwa 1754 bis 1756 umgebauten Pfarrkirche zu Eresing bei Landsberg a. L.⁶⁾ ebenso anwendet.

Die schräge Stellung der Säulenpostamente einschließlich des Gesimses sowie die Anbringung von Flachpilastern hinter den Säulen liebte D. Zimmermann. Für seine Autorschaft sprechen die eigenartig umrahmten Blendfelder an den Postamenten, die sich verjüngenden Säulen, die Verkröpfungsart des Gebälkes, die Voluten auf dem Aufzug, die an Fisingen erinnernden ruhigen Altarbildrahmen, der an die Wemdinger Altäre mahnende Kontrast der weißen Farbe an Säulenbasen, Kapitälern und Engeln und die Stuckmarmorierung.

Auf den ersten Blick ist das Scagliola-Antependium des Bernhardaltars als ein persönliches Werk D. Zimmermanns erkennbar. Es ist in einfacher rechteckiger Form dem etwa 1 m hohen und etwa 1,70 m breiten Altartisch vorgelegt. Die lichten Maße der Scagliola-Tafel sind 61 : 135 cm. Der Stuckgrund ist wieder schwarz gewählt. In der Mitte erscheint in einem Oval, das von einem Lorbeerstab gebildet wird, die Figur des hl. Bernhard als Kreuzesmystiker. Die Gestalt ist besser erfaßt als Gesicht und Hände. Die Füße werden durch Wolken

verdeckt, die in Zimmermannscher Weise wie am Rosenkranzaltar in Landsberg a. L. farblich fein nuanciert und gegen den Rand zu abgestuft werden. Das Motiv des fallenden Vorhanges verwendet Zimmermann erst seit 1738/39 wiederum in plastischer Darstellung bei dem Hochaltar in der St.-Anna-Kapelle in Buxheim. Um den Lorbeerstab sind bunte Blumen gerankt. Sträuße aus den für Zimmermann bezeichnenden Blumen blühen auch aus den beiden seitlichen Vasen. Auch die Vögel kehren in den Scagliolen in Biberbach wieder. Charakteristisch für Zimmermann sind ferner die vielverschlungenen, unruhig gewellten Bänder, die seitlich der Vasen rein dekorativ angebracht sind.

In den vorhandenen Akten konnte bisher nichts über den Meister der Altäre und ihre Entstehungszeit gefunden werden. Eine neue Durchsicht verhinderte der Krieg. Der stilistische Nachweis genügt jedoch. Die sechs Altäre in der Iddakapelle in Fisingen von 1708/09 sind viel reifer in der Form, so daß man die Niederschönenfelder Altarbauten etwa 1705—1708 ansetzen muß. In diese Zeit fügt sich auch die Scagliola-Tafel ein.

2. Waldsee, Württ., ehem. Stifts-, jetzt Stadtpfarrkirche. Antependium und vier Scagliola-Stücke am Hochaltar (etwa 1710)

Die Barockisierung der gotischen Stiftskirche zu Waldsee war ungefähr 1709—1714 erfolgt. Der Hochaltar wurde also 1710/14 aufgestellt. Er ist neben anderen Innenausstattungsstücken D. Zimmermann zuzuschreiben. Die konvexe Anlage, die häufigen Volutenmotive an den Seitendurchgängen und am Aufzug, die Vierteldrehung der Säulenpostamente und des Gesimses und die eigenstarke, farbige Stuckmarmorierung zeugen als wichtigste Elemente für D. Zimmermann, dessen Bruder Johannes 1710 laut Signatur die Sakristei stukkiert und freskiert hat.

Die Scagliola-Arbeiten sind ohne Schwierigkeit als eigenhändige Schöpfungen D. Zimmermanns anzusprechen. Die wiederum konkav geschwungene Mensa zeigt seitlich Volutenstücke, wie sie an den Altären in Birkland und im Neumünster zu Würzburg auftreten. Doch enden die Schnecken hier unten und nicht oben. Die Felder zwischen den Volutenbändern nehmen Scagliola-Stücke auf: auf Postamenten erscheinen Blumengebilde haltende Engelsknaben, deren Typ und Farbenbehandlung von den Engeln der Weltkugel in der Pfarrkirche zu Birkland bekannt ist. Die Blumen stimmen mit den uns bisher bekanntgewordenen Blumenmotiven D. Zimmermanns überein. In der Mitte ist eine querliegende Kartusche, die wie die Kartuschen des Antependiums des Rosenkranzaltars zu Landsberg a. L. von hellen Blättern lind umspielt wird. Zwei Engelsknaben, die in Fuß- und Halsform in Beziehung zu dem Jesusknaben am nördlichen Seitenaltar in der Wemdinger Pfarrkirche gebracht werden dürfen, lehnen sich vor hellmarmoriertem Grund seitlich an die Kartusche. Sie zeigt Abrahams Opfer in einer Vorgebirgslandschaft. Rechts wachsen Bäume und Bäumchen, die mit ähnlichen Bäumen in den Scagliola-Stücken in Landsberg und Neumünster zu Würzburg verglichen werden dürfen.

An den Säulenpostamenten sind vier Scagliola-Arbeiten eingelassen. Der Predella zu brachte D. Zimmermann je einen Blumenstrauß mit singendem Vogel an, der nur aus vier bis fünf Blumen gebunden ist. Wie in Birkland ist auf Vase und Band verzichtet. Für Zimmermann entscheidet auch die weißgezogene Umrahmungslinie des schwarzen Grundes. Diese Blumen und Vögel werden ebenfalls in den beiden äußeren, größeren Scagliola-Stücken als Umrahmung für kleine Genrebilder verwertet: rechts die Flucht nach Aegypten, links der Tempelgang der hl. Familie nach Jerusalem. Zimmermann malte hier mit feinstem Pinsel. Der Boden mit zarten Gräsern ist nur angedeutet. In den Figuren ist viel Bewegung eingefangen. Der Schleier Mariens kräuselt und windet sich wie der kaum endende Schwanz der Teufelsschlange am Antependium in Birkland.

Der Hochaltar in Waldsee stellt eine bedeutende Leistung des fünfundzwanzigjährigen Meisters dar. Unser Wissen über sein frühes Schaffen wird durch diesen Altar wesentlich bereichert.

⁶⁾ Vgl. H. Schmidt, Die Eresinger Pfarrkirche. Kl. Kunst- u. Kirchenführer. Verlag Dr. Schnell u. Dr. Steiner, München 42. Südd. Nr. 81.

3. Laub, Ldkr. Nördlingen, Pfarrkirche: eine Scagliola-Altartafel (etwa 1713)

Die drei Altäre in der Lauber Pfarrkirche im Ries, besonders eigenstarke Schöpfungen, weisen sich durch auffällige Formelemente als Werke D. Zimmermanns aus. Die Kirche wird in der Abschlußrechnung, die keine Künstler aufführt, 1713 als vollendet gemeldet. Der Bau des Langhauses ist etwa 1710—1713 durchgeführt worden. Der Hochaltar entstand also etwa 1712/13. Sein Antependium zeichnet sich als besonders edles Werk in Scagliola-Technik aus. Zimmermann weilte 1713 laut eigener Signatur im nahen Wemding. Der Rückschluß, daß er dann in Laub im Auftrag des Ellwanger Fürstprobstes als des Patronatsherrn von Laub gearbeitet hat, liegt nahe. Die Altarvorderwand ist konkav gemuldet. Die Ecken sind, wie fast stets bei D. Zimmermann, auch hier abgescrägt. Die lichte Breite der Scagliola-Fläche beträgt 1,88 m. Der Sockel und der Altartischrand zeigt wie die seitliche klare Umrandung graugesprenkelten Stuckmarmor. Die Binnenfläche ist wiederum schwarz grundiert. Die Komposition erinnert an die Antependien der rückwärtigen, signierten Biberbacher Altäre von 1712. Doch tritt eine direkte Wiederholung bei D. Zimmermann nie auf. In der Mitte ist ein Kreismedaillon eingelassen, das die gesamte Höhe der Fläche einnimmt. In dem hellgrün-graublauen Grund dämmert das Christusmonogramm IHS auf. Darunter ist wie bei den Altären in Wemding und bei den rückwärtigen Nebenaltären in Biberbach ein rotes Herz mit drei Nägeln angebracht. Seitlich treten an Stelle eines Rundkranzes nur lose gebündelte Blätter und Blumen auf. Unter ihnen erkehen wir wiederum den Ehrenpreis und andere Sternblumen. Aus der unteren Verkorpelung des Kreismedaillons entwachsen diagonal ansteigende Ranken, die sich nach innen einrollen. Die Zweige erhalten kurz vor dem Abwärtsfallen manschettenartige Blätterformen mit Kelchen, die ebenfalls an den beiden Biberbacher Altären auftreten. Gleichförmig sind auch hier und in Biberbach die zarten Verästelungen, die feinen Äderungen in den Blättern und die kleinen gallertartigen Früchte. Eine neue Komposition stellt jedoch die Farbmischung dar. Die Blattgebilde seitlich des Medaillons sind hellgelb, die großen Ranken hellbraun mit leicht violettrotlichem Beiton gemalt, der eine melancholische Stimmung erzeugt. Die kleinen Früchte ergeben rote Punkte. Am Tabernakel erinnert die zarte ornamentale Stuckmalerei in gelben und hellblauen Tönen wiederum an D. Zimmermann.

Die beiden einfacheren Scagliola-Tafeln an den Seitenaltären schuf 1719 laut Rechnung im Pfarrarchiv Kaspar Buchmüller, der über Ellwangen bis Schwäbisch-Gmünd viel beschäftigt war.

(Fortsetzung folgt)

Alte Landsberger Sitten und Gebräuche

Vom Läuten

Das Dreiläuten:

Das sog. Dreiläuten (in Handwerkerkreisen Vesper- oder Brotzeitläuten genannt) erinnerte an den Abzug der Schweden, die nach großen Erpressungen und Plünderungen die Stadt in den Oktobertagen des Jahres 1648, nachmittags 3 Uhr, für immer verließen. Aus diesem Anlaß wurden bis etwa 1900 nachmittags um 3 Uhr die Glocken geläutet.

Das 11-Uhr-Läuten:

Das 11-Uhr-Läuten läßt sich geschichtlich ziemlich weit zurück verfolgen und war hauptsächlich für die Landwirtschaft bestimmt. Die auf dem Felde tätigen Bauern wurden durch dieses Läuten aufmerksam gemacht, daß es Zeit sei, die Arbeit vorübergehend einzustellen, um Leute und Vieh zu versorgen. Auch dieser Brauch verfiel etwa um 1900 der Aufhebung. Die Mittagsmahlzeit wurde seinerzeit allgemein etwa um 11 Uhr eingenommen.

Das Sperr- oder Spörrläuten:

Bis etwa 1806 war es hier üblich, daß die Stadttore im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 8 Uhr geschlossen wurden. $\frac{1}{4}$ Stunde vor Torschluß gab der Mesner mit der

zweitgrößten Glocke der Stadtpfarrkirche (Sperrglocke) ein Zeichen, um die Einwohner an das rechtzeitige Passieren der Stadttore zu erinnern. Wer nach der vorgeschriebenen Zeit Einlaß begehrte, mußte hierfür einen amtlichen Ausweis beim Torwächter vorzeigen, wonach ihm gebührend das Tor geöffnet wurde. Für dieses Läuten erhielt der Mesner vom Stadtrat eine eigene Vergütung.

Das Feuerläuten:

Bis zur Inbetriebnahme der Sirenen war es üblich, durch Anschlagen der großen Glocke die Bevölkerung von Brandfällen zu verständigen. Der jeweilige diensttuende Nachtwächter, der seine Wachstube im sog. Nachtwächterstübchen im Stadtpfarrkirchturn hatte, war durch Dienstanweisung gehalten, in Richtung des Brandes eine rote Laterne auszuhängen, um die Bevölkerung über die Lage des Brandortes zu orientieren.

Das Sturmkläuten:

Beim Herannahen des Feindes oder bei großer Hochwassergefahr war es üblich, Sturm zu läuten. Dieses Sturmkläuten bestand darin, daß mit sämtlichen Glocken der Stadt geläutet wurde, um die Bewohner zur Hilfeleistung gegen Feindes- oder Wassersnot aufzurufen.

Das Wetterläuten:

In früheren Zeiten war hier auch das sog. Wetterläuten üblich. Beim Herannahen eines Gewitters wurde mit einer eigens dazu bestimmten Glocke (zweitgrößte der Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt mit der Aufschrift: „A fulgure et tempestate etc.) geläutet. Die Bevölkerung, vor allem die Landwirte, zündeten dann vor einem Kruzifix zwei eigens für diesen Zweck geweihte Wetterkerzen an und baten Gott, er möge das Unheil eines Unwetters abwenden.

Das Armesünderläuten:

Bei Hinrichtungen zum Tode Verurteilter, die im Fronfestenturm (der östlich der heutigen Hypotheken- und Wechselbank vorgebaut war) untergebracht waren, wurde auf dem Gang zum Richtplatz (Kipfstätte), die sich auf dem Anwesen des Wagnermeisters Reich in der Museumstraße befand), das sog. Armesünderglöckchen (heute Meß- oder Sterbeglocke) geläutet. A. M.

Familiennamen der Ausgewiesenen

Das Sudetenland kannte bis zur Angliederung 1938 ans Reich keine Standesämter. Der Pfarrer führte die Geburts-, Trauungs- und Sterbematriken. Da diese meist mehrere hundert Jahre alt sind, bilden sie eine reiche Fundgrube für Familienforscher und zeigen vielfach die Herkunft der Namen auf.

So ist in Groß-Waltersdorf, dem Hauptorte der Dachschieferindustrie im Odeergebirge, der Name **Z w e s p e r** häufig. Ihm merkt man seine Herkunft — von Schwäbischer — nicht an. Vor 1700 heißt er in den Matriken Schwebischer, 1712 Schwöbscher, 1748 Schwescher und auch Schwesbischer, 1760 Schweschper und ab 1785 aber Zweschper. Jetzt hat ein tschechischer Pfarrer den deutschen Sch-Laut mit tschechischen Schriftzeichen, einem Z mit einem Häkchen darüber, geschrieben. Das Häkchen, als undeutsches Schriftzeichen, fehlt später. Dann wurde auch noch nach der süddeutschen Aussprache anstatt schp ein sp gesetzt und aus Schwebischer war ein Zwesper geworden. Und da die Matriken für die amtliche Schreibung maßgebend waren, mußten alle Namensträger sich so schreiben. Doch der Volksmund sagte immer noch: bei Schwäschbern.

Ähnlich erging es dem Namen **N i e d e r l a**, dessen Träger in der Dorfniederung, in der Niederau, wohnte. Das lange j, im Dialekt als dumpfes E gesprochen, schrieb der Priester mit einem e und einem Häkchen darüber, dem tschechischen nje, und aus Niederla wurde ein Nêdela; zu deutsch Sonntag.

Die Matriken sagen uns auch, daß **G l i e r** (Glüher) von glühen, **B i t t n e r** (Büttner) von Butte, **R i t t n e r** (Rütner) von Rute und **S c h i f f n e r** von Schuff, einem großen hölzernen Schöpfer, kommt.

Rudolf Richter.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 6

38. Jahrgang

1948

Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier

(Fortsetzung)

Das sollte nachstehender Vorfall am deutlichsten beweisen.

Im September 1823 weilte der Stiefsohn des Kaisers Napoleon I., Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstätt, mit seiner Gemahlin Auguste, die ja bekanntlich eine Tochter von Max Josef I. war, am Kgl. Hofe in Tegernsee. Da erhielten sie die Nachricht, daß Fürstbischof Josef von Eichstätt schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Als bald wandten sie sich an den König und baten ihn, daß bei der Ernennung eines neuen Bischofs auf eine auch ihnen genehme Person gesehen werden möge. Der Monarch erwiderte: „Lieber erkenne ich zehn Generäle als einen Bischof. Ich weiß euch keinen, den ihr kennt, zu geben als den Stadtpfarrer Riegg und den lasse ich nicht gerne weg, weil er mein Beichtvater ist.“ Aber die Herrschaften, hoch erfreut über solche Aussicht, baten solange, bis der König ihnen versprach, Riegg auf den Bischofsstuhl von Eichstätt zu berufen. — Als nun Fürstbischof Josef, Graf von Stubenberg, am 29. Januar 1824 die Augen schloß, da erwähnte dies der König bei der Tafel und setzte bei: „Dadurch verliere ich meinen Beichtvater.“ Natürlich wurde dieser Ausspruch als bald bekannt und Riegg erhielt von allen Seiten Glückwünsche. Aber die Sache kam dennoch anders. — Prinz Eugen, ein mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens ausgestatteter Mann, gleich groß als Soldat wie als Mensch, starb in München, erst 44 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager, am 21. Februar 1824. Riegg stand ihm in den letzten Stunden bei. —

Der König, der sich jetzt seines Wortes entbunden fühlte, änderte nun seinen Plan. — Da der verstorbene Fürstbischof von Eichstätt zugleich Erzbischof von Bamberg gewesen, waren durch seinen Tod zwei Bischofsitze erledigt worden und der König berief nun den Augsburger Bischof Josef von Frauenberg als Erzbischof nach Bamberg, seinen Beichtvater Riegg aber ernannte er am 4. März 1824 zum Bischofe von Augsburg. König Max war durch wohl erwogene Gründe zu solcher Aenderung bewogen worden und wir finden solche auch in

den Worten liegend, mit denen er Riegg die Ernennung mitteilte: „Augsburg braucht bei seinen Parteiverhältnissen einen konziliananten Mann. Ich glaube, daß Sie meinen Erwartungen entsprechen werden.“

Man sollte meinen, die Ernennung Rieggs hätte allerorten Freude erregt. Dem war aber nicht so. Es gab eine Partei, die sich einen andern, wohl schon bestimmten Mann auf dem Stuhle St. Ulrichs gedacht hatte, und wir gehen nicht fehl, wenn wir diese Partei in sehr hohen Kreisen u. z. hauptsächlich in dem Domkapitel selbst suchen. Um dies zu verstehen, müssen wir uns an die früheren Verhältnisse erinnern. Die Bischofsitze erschienen damals gerade sichere Erbeile für die nachgebornen Söhne hoher Herren zu sein. Seit Jahrhunderten war die Augsburger Diözese von Abkömmlingen des hohen Adels, ja sogar von Prinzen aus fürstl. und königl. Geblüte regiert worden, und das hauptsächlich aus Adelligen bestehende Domkapitel hatte das Recht der Wahl besessen. Jetzt aber sollte dieses keinen Einfluß mehr haben, ja es sollte sogar den Sohn eines einfachen Bürgers über sich gesetzt sehen. Ein solcher Vorfall war unerhört; er erschien den Herren als ein rücksichtsloser Eingriff in alte Rechte, als eine Verletzung adeliger Prärogative, als Herabwürdigung des bischöflichen Ansehens. Solche Eindringlinge aus dem Volke konnte man sich unmöglich gefallen lassen, und man spann Intriguen aller Art, ja man scheute sich sogar nicht, vollständig unbegründete Anschuldigungen gegen Riegg beim päpstlichen Nuntius in München anzubringen, um die päpstliche Bestätigung der königlichen Ernennung zu hintertreiben. —

Aber alle Ränke scheiterten. Kronprinz Ludwig, der damals gerade in Rom weilte, verbürgte sich bei Leo XII für Riegg und der Papst erteilte seinem Uditore den Auftrag, als bald den gewöhnlichen Informationsprozeß vorzunehmen; König Max Josef aber lud Riegg auf den 27. Mai, zum Allerhöchst. Geburtsfeste, nach Tegernsee, und als Riegg dort die Messe gelesen hatte, überreichte ihm der König den Zivilverdienstorden der bayerischen Krone mit den Worten: „Es gewährt mir ein wahres Vergnügen, Ihnen diesen Orden überreichen zu können, zur Belohnung Ihrer Verdienste, zur Beschämung Ihrer Feinde und als einen Beweis meiner besonderen Achtung.“

In der Verteidigungsschrift, welche nun Riegg beim päpstlichen Stuhle einreichte, widerlegte er alle gegen

ihn erhobenen Beschuldigungen und wurde diese Rechtfertigung vom Papste als vollständig wahr und richtig anerkannt.

Am 24. Mai 1824 erfolgte die Präkonisation und am 11. Juli die bischöfliche Weihe Rieggs in der Domkirche zu U. L. Frau in München. Dieselbe wurde durch den Erzbischof von München-Freising, Lothar v. Gebattel, vorgenommen, wobei die beiden Bischöfe Johann, Michael v. Sailer und Ignaz v. Streber assistierten. Und nun zog Riegg trotz des Widerstandes seiner Gegner als Bischof in Augsburg ein. In sein Tagebuch schrieb er damals: „Am 18. Juli wurde ich in der Domkirche zu Augsburg unter dem Zulaufe einer ungeheuren Menschenmenge eingeführt. Mächtig ergriffen und innerlich erschüttert hatte ich kaum die Kraft, die Anrede in der nötigen Fassung zu halten. Mit bangem Herzen trat ich mein schweres Amt an; aber ich will es verwalten mit wohl bemessener Umsicht, zuvorkommender Gefälligkeit gegen jedermann mit Offenheit, Vertrauen und Achtung gegen meine Mitarbeiter, die Domkapitulare, mit Milde und Gerechtigkeit.“

Bald darauf, am 31. Juli, kam die königliche Familie nach Augsburg, bei welcher Gelegenheit der König den Bischof ganz auffallend auszeichnete, um, wie er sagte, dessen Ansehen zu befestigen — Aber die vielen Bitterkeiten, welche Bischof Riegg beim Antritte seines hohen Amtes; zu erdulden gehabt hatte, waren nicht ohne Einfluß auf sein Befinden geblieben, was sich leider bald zeigte. (Fortsetzung folgt)

Die Scagliola-Arbeiten Dominikus Zimmermanns

(Schluß)

4. Füßen a. Lech, ehem. Benediktinerkloster St. Mang: drei Scagliola-Stücke (etwa 1716—1723)

D. Zimmermann lebte mindestens ab 1708 bis zu seinem Wegzug nach Landsberg a. Lech 1716 in Füßen. Innerhalb dieser acht Jahre scheint er in Füßen nur drei kleine Scagliola-Stücke gemacht zu haben, da der interessante Stuckmarmor-Hochaltar in der Krippenkirche, der Zimmermann zugeschrieben werden muß, erst gegen 1720 entstand.

Im Nordostzimmer des I. Stockes der ehem. Benediktinerabtei St. Mang, das jetzt als Standesamtzimmer benutzt wird, befindet sich an der Westwand eine stuckmarmorierte Ofenverkleidung, die ein Ovalstück mit einer Scagliola-Arbeit abschließt. Die Umrahmung ist von Stuckranken umgeben, die gleich dem Deckenstück von dem hier jahrelang beschäftigten Matth. Lotter stammen dürfte, dem auch u. a. der Stuck der Krippenkirche in Füßen der östlichen Rundkapellen am Langhaus von St. Lorenz in Kempten und der Gögginger Pfarrkirche vor Augsburg zuzuschreiben ist. Die Scagliola-Arbeit mit schwarzem Grund zeigt einen Eisberg, auf dem sich Phönix in Flammen erhebt. Die obere Hälfte des Ovals schmückt ein Blumengebinde, das sich entlang der Umrahmung hinzieht. Es zeigt die Blumen aus dem Formenschatz D. Zimmermanns.

Zwei ähnliche, doch kleinere Ovale mit allegorischen Vögeln sind über den beiden Portalbekrönungen des Festsaales des St. Mang-Klosters, den Johannes Zimmermann freskierte, angebracht. Bei den unbedeutenden Arbeiten fehlen die Blumengebinde. Die beiden Stücke stammen wohl auch von D. Zimmermann.

5. Das Antependium aus der Sölber Filialkirche, Obb.

Das Bayerische Nationalmuseum in München besitzt in der Barockkapelle eine Scagliola-Tafel, die früher in der Filialkirche in Sölb bei Weilheim (Obb.) als Antependium gebraucht wurde. Zwei Seitenteile befinden sich im Weilheimer Museum. Signatur ist keine zu finden.⁷⁾

7) Auf dieses Antependium wies Dr. Gg. Hager erstmals im Obb. Archiv für Vaterländ. Geschichte Bd. 48, München 1894, S. 454, hin. Er schätzte die Entstehungszeit auf etwa 1720—1730.

Die sehr sorgfältig gearbeitete Tafel zeigt in der Mitte in einem kurvigen Medaillon das Namensmonogramm Christi (IHS). Unter demselben erscheint wieder ein Herz. Die oftmals gezackte Umrahmung wird, ebenso wie die Umgrenzung der rechteckigen Gesamtfläche, durch ein Band hergestellt. In den Ecken treten Voluten auf, denen sich Ranken entrollen, die zu den Ranken von Biberbach und Laub in Beziehung gebracht werden dürfen. Ihnen entwachsen auch Blumen, die wir aus dem Formengut D. Zimmermanns kennen: in den vier Ecken z. B. die Narzissen, die in dem Wemdinger Predellenstück 1713 als eigenhändige Arbeit Zimmermanns auftreten. Die übrigen vier Blumen sind Nelken, die fast in allen Blumenstücken Zimmermanns vertreten sind. Diese Blumen sind fast wörtliche Kopien und sprechen am überzeugendsten für den Meister. Links und rechts an den Schmalseiten sind ovalförmige, marmorierte Stücke, die in ihrer Kompositionslage an die Antependien der beiden vorderen Nebentäpfe in der Biberbacher Kirche denken lassen, da Zimmermann dort seitlich der Mittelmedaillons kleine querovalgestellte Buckel anbrachte. Diese kleinen Ovale sind wiederum von Blumen umgeben. Charakteristisch für Zimmermann sind auch die hauchdünnen Verästelungen, die verschiedentlich vorkommen. Ein Gegenstück Zimmermanns zu dieser Arbeit ist bisher nicht gefunden worden. Das reiche Bandwerk und die neue Farbgebung, besonders in den Nuancen des Rot, ist von seinen anderen Scagliola-Arbeiten nicht bekannt. Aber andere Einzelmotive, wie die Blumen, die Verästelungen, die eckige Führung der Bänder und vor allem die Gesamtanlage und der Gesamtrhythmus sprechen für ihn. Die Arbeit entstand wohl gegen 1730. Aus dieser Zeit ist kein anderes Scagliola-Werk D. Zimmermanns bekannt.

6. Die Scagliola-Tischplatte im ehem. Klostergebäude zu Gutenzell (Württ.)

In dem ehem. adeligen Zisterzienserinnenkloster Gutenzell bei Biberach a. Riß (Württ.) lebte die einzige Tochter Zimmermanns, Maria Alexandra, die den Meister überlebte, als Aebtissin († 1776). In den ehem. Klosteräumen (jetzt Försterwohnung) steht ein Rokotisch mit einer rechteckigen Scagliola-Platte. In der Mitte erscheint eine für D. Zimmermann charakteristische Landschaft, in den vier Ecken treten Blumensträuße mit den nur für D. Zimmermann zu beanspruchenden Blumenmotiven und Vögeln auf. Der Farbenakkord ist sehr gedämpft und weist vor allem braune Töne auf, aus denen das Weiß der Blumen hervorschimmert. Gesamtkomposition, Zeichnung und Farbe lassen das Werk, das sich heute in dem Besitz des Grafen Toerring-Jettenbach befindet, als ein Alterswerk des Meisters erkennen, das gegen 1750 entstanden sein dürfte. Die Tischplatte ist nach bisheriger Forschung die letzte Arbeit D. Zimmermanns auf dem Gebiet der Scagliola-Kunst.

*

Das Bild Dominikus Zimmermanns als Architekt ist durch seine bedeutsamen Werke der Kirchenbauten in Steinhausen, Günzburg a. D. und in Wies bei Steingaden ziemlich fest umrissen. Unklar war bisher seine Leistung als Stukkator. Seine Altarbauten und Scagliola-Arbeiten sind fast übergangen worden.

Die hohe Zahl von 53 Scagliola-Stücken an 12 verschiedenen Orten eröffnet ein neues Gebiet des Meisters, von dem noch M. Hauttmann annahm, er sei wenig beschäftigt gewesen. Die weitverbreitete Meinung, er hätte vor allem die Dekoration seiner Bauten anderen Kräften überlassen, wird schon durch die Scagliola-Arbeiten erschüttert. Sie selbst und die Entstehungsjahre von vornehmlich 1705—1725 zeigen eindeutig, daß Zimmermann, der sich selbst Stukkator nannte, als Stukkator, Marmolierer und Altarbauer begann. Denn sämtliche Altäre, die Scagliola-Stücke aufweisen, hat er selbst geschaffen. (Die Gesamtzahl seiner Altäre beträgt mindestens über 60.) Er überließ die Scagliolen-Ausschmückung nur bei den Seitentälären in der Pfarrkirche zu Laub einer anderen Kraft. Die Stuckmarmor- und Scagliola-Arbeiten weisen seine Hand auf. Die verschiedent-

lich signierten Werke bezeugen Zimmermann als erfahrenen Meister der Scagliola-Technik. Er ist einer der wenigen süddeutschen Künstler die sie beherrscht haben, vielleicht der einzige Wessobrunner Meister, der sie ausübte. Den Schöpfer der nicht mehr erhaltenen Tischplatten in Scagliola-Technik, die das Kloster Wessobrunn besessen hat, kennen wir ebensowenig wie die Platten selbst. Vielleicht gingen sie aus dem Kreise Pfeiffers oder D. Zimmermanns hervor.

Die Arbeiten selbst, die gut erhalten sind, erweisen D. Zimmermann als überdurchschnittlichen Meister der Dekoration. Seine Farbenzusammenstellung erreichte kein anderer Meister. Er übertraf auf diesem Gebiet auch viele Italiener, wie ein Vergleich der Zimmermannschen Arbeiten mit den Scagliolen von Diego Carlone am Chorgestühl in Einsiedeln zeigt. Die Farben sind nicht nur sehr interessant und eigenstark, sie sind meist von unübertroffener, innerer Vornehmheit und sicherem, edlem Geschmack.

Durch die verschiedenen Scagliola-Stücke, die mannigfaltige Gebiete behandeln lernen wir Dominikus Zimmermann auch als Zeichner kennen. Er wagt sich an viele Probleme, die er verschieden löst. Das Anatomische beherrscht er nie gewandt genug. Es fehlte ihm die Zeichen- und Aktschule. Seine Größe besteht in der äußerst sicheren Handhabung der Scagliola-Technik, in der virtuosen Mischung und Bereitung der Stuckmarmorflächen in dekorativem Geschmack, in der unübertrefflichen Farbgebung und Farbenzusammenstellung und in dem hohen Grad persönlicher Ausdruckskraft. Die Scagliola-Stücke offenbaren seinen edlen Charakter und seine tiefe, süddeutsch geprägte Gemütswärme und innige Naturverbundenheit. Die Technik und einige kompositionelle Züge wird Italien vermittelt haben. Aber ein einziger Blumenstrauß Zimmermanns zeigt den Süddeutschen, den bayerischen Schwaben des Grenzgebietes am Lechraim. Hier fand süddeutsche Art besonders subtile Prägung. Die Scagliola-Arbeiten erlauben viele Rückschlüsse auf die Persönlichkeit und das Gesamtwerk eines der größten deutschen Baumeister.

Walleshauser Flurnamen

von Hch. Welz, Walleshausen

Die Durchführung der Flurbereinigung in Bayern ist nun Gesetz geworden. Bestimmt ist diese Aktion sehr notwendig und fortschrittlich. Doch werden mit dieser Zusammenlegung der oft kleinsten Flurstücke auch wertvolle alte Flurnamen verschwinden. Möchte sich doch in jeder Gemeinde ein Heimatfreund finden, der besonders die im Volksmund gebräuchlichen alten Flurbenennungen, die ja oft von den im Grundbuch festgehaltenen Namen sehr abweichen, aufschreiben und sammeln wird. Es kann dieses Material mitunter sehr wertvolle Hinweise geben für eine Ortsgeschichte.

Sehen wir uns einmal interessante Namen aus der Walleshäuser und Waberner Flur an. Auf den Steinplattenäckern z. B. stehen wir auf sehr historischem Untergrund. Hier wurden 1882 auf der Seite gegen Pestenacker zu bei Anlage eines Feldweges römische Begräbnisstätten entdeckt. Der Purzelberg heißt in Wirklichkeit Burgselberg, was sich zusammensetzt von Burg auf dem Berg. Dagegen braucht am Schloßweiher in Wabern nicht gerade ein Schloß gestanden zu sein. Da dort mehrere Weiher sind, könnte bei diesem das Wasserschloß — die Schleuse — gewesen sein.

Der Feldweg zwischen Wabern—Zell—Dünzelbach heißt Kurfürstenweg und wurde nach Meinung der ältesten Leute in Wabern von einem Kurfürsten der von München—Moorenweis her immer zur Jagd ins Westerholz fuhr, angelegt. Die „Landsberger Geschichtsblätter“ 1915, S. 64 und die von 1913, S. 92 berichten, daß um 1760 herum Kurfürst Karl Albrecht öfters zur Reiherjagd ins Westerholz kam.

Der Sänftholzacker in Wabern erhielt seinen Namen von den anno 1557 dort sesshaften „Edelleuth Sänftl aus Augspurg, der evangelischen Religion beygetan gewesen.“ — Eine Kohlstattwiese ist sowohl

in Wabern als auch in Walleshausen (Nähe Bahnhof). Dort hat der Dorfschmied einstmals seinen Bedarf an Holzkohlen selbst hergestellt. Daß auf den Weinbergackerln bei Wabern mal Weinbau versucht wurde, ist in diesem Blatt schon einmal niedergelegt worden. Eine große Rolle in alten Zehent- und Besitzrechten spielte der Pankraziacker im unteren Walleshäuser Bangretzenfeld. In alten Urkunden, die in staatl. Archiven verwahrt sind, erscheinen im 14. Jahrhundert Kaspar der Wawerer und sein Sohn Pankraz vor dem Siegler (siehe dazu: heute noch ein Hausname — beim Siegl, Wabern).

(Fortsetzung folgt)

Bayern und die Verfassungsfrage vor 100 Jahren

In unseren Tagen blickt alles nach Bonn und beschäftigt sich lebhaft mit der dort zur Beratung stehenden kommenden Verfassung für Restdeutschland. Aus diesem Anlass dürfte es auch für die Leser der „Landsberger Geschichtsblätter“ interessant sein, dass vor 100 Jahren in Frankfurt a. Main ebenfalls über eine deutsche Verfassung beraten wurde. Zu dem damaligen Verfassungsvorschlag aber hat Bayern mit einer Erklärung des Königs so eindeutig Stellung genommen, dass man wünschen möchte, diese klare Stellung würde auch heute eingenommen. Wir lassen nachstehend den Abdruck einer Beilage aus dem „Wochenblatt der Stadt Landsberg“ Nr. 17 des Jahres 1849 folgen:

Der Landsberger Zweigverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit bewillt sich, hiemit die längst erwartete „Erklärung der bayer. Regierung in der deutschen Verfassungsfrage“, wie sie am 23. April nach Frankfurt gesandt wurde und wofür gewiss jeder Bayer, jeder rechtliche Deutsche unserem Könige dankbar sein wird mitzutheilen.

Erklärung.

Die Wendung, welche die im vorigen Jahr begonnene Fortbildung der deutschen Bundesverfassung in den letzten Wochen genommen hat, macht es der Regierung Sr. Maj. des Königs von Bayern zur Pflicht, mit Offenheit und Entschiedenheit den Standpunkt zu bezeichnen, welchen sie in der Frage einnimmt durch deren Lösung die Geschicke Deutschlands für lange Zeit, vielleicht für immer entschieden werden.

Die bayerische Regierung hat niemals anerkannt, dass der nach Frankfurt a. M. berufenen Nationalversammlung das Recht zustehe, die deutsche Verfassung einseitig ohne Zustimmung der Regierungen festzustellen. Sie findet die rechtliche Grundlage der Nationalversammlung in den Bundesbeschlüssen vom 30. März und 7. April v. Js., wonach „Nationalvertreter für das zwischen den Regierungen und dem Volke zu Stande zu bringende deutsche Verfassungswerk gewählt werden sollten.“ Auf diese Grundlage hin sind in den einzelnen Staaten die Wahlgesetze erlassen und die Wahlen vorgenommen worden. Auf diese Grundlage hin ist die Nationalversammlung zusammen getreten und hiernach allein ist der Umfang ihrer Rechte zu bemessen, ohne dass einseitige Beschlüsse der Nationalversammlung denselben zu erweitern vermögen.

Indem nun hiernach die bayerische Regierung das Recht der freien Zustimmung zu den Beschlüssen der Nationalversammlung für sich in vollem Umfange in Anspruch nimmt, wie dies auch von anderen deutschen Regierungen geschehen ist, so erklärt sie zugleich, dass sie der Reichsverfassung, wie sie von der Nationalversammlung in zweiter Lesung beschlossen worden ist und der darauf gestützten Wahl eines Erbkaisers ihre Zustimmung nicht ertheilen kann.

Durch diese Verfassung und Wahl würde Oesterreich aus Deutschland ausgeschlossen werden. Eine solche Ausschließung wäre aber eine Verletzung nicht bloss der vertragsmässigen Rechte und Pflichten, welche alle zum deutschen Bunde gehörigen Staaten aneinander binden, sondern auch des grossen Gedankens der Einigung des deutschen Volkes in einer starken Bundesverfassung, welchem die Nationalversammlung ihren Ursprung verdankt, die ja nicht berufen wurde, Deutschland zu zerreißen, sondern inniger zu ver-

binden. Jene Ausschliessung wäre eine Verläugnung der ganzen deutschen Geschichte und ein Undank des übrigen Deutschlands gegen Oesterreich, das zu keiner Zeit die deutsche Sache verlassen hat. Sie wäre endlich ein Preisgeben der Zukunft des deutschen Volkes, dessen Macht und Wohlfahrt nur in dem Maasse sich entwickeln können, als sie auf die Gesamtheit der Kräfte gestützt werden, welche die Verbindung mit Oesterreich zu entfalten vermag.

Die in Frankfurt beschlossene Verfassung unterliegt aber auch, abgesehen von dem Umfange, den sie dem deutschen Reiche gibt, um ihres Inhaltes willen den erheblichsten Bedenken. Sie schafft nicht einen Bundesstaat, sondern einen Einheitsstaat. Sie concentriert nicht bloss die völkerrechtliche Vertretung, das Recht über Krieg und Frieden, die Verfügung über die bewaffnete Macht, sondern auch die Finanzkräfte, die Gesetzgebung und selbst in vielen wichtigen Zweigen die innere Verwaltung in einer Weise, welche den einzelnen Staaten jede Selbständigkeit raubt, und sie lediglich zu Verwaltungsbezirken gestaltet.

Dieser Charakter der Verfassung ist auch in dem an die Spitze gestellten Erbkaiserthum klar ausgesprochen, und hierdurch die Centralisierung der ganzen Regierungsgewalt um so schärfer begründet, als selbst der in der ersten Lesung angenommene Reichsrath in der zweiten Lesung aufgegeben wurde.

Eine solche Centralisierung eines grossen Volkes ist nach dem Zeugnisse der ältern und neuesten Geschichte das Grab seiner gleichmässigen Entwicklung und Bildung, seiner innern Ruhe und selbst seiner Freiheit. Sie unterwirft das ganze Volk dem Centralpunkte fast willenlos und gibt es den Stürmen preis, welche die Leidenschaft und Herrschsucht der in der Hauptstadt sich bekämpfenden Parteien unaufhörlich hervorrufen.

Ganz besonders zuwider ist endlich eine solche Centralisation dem innersten Wesen des deutschen Volkes, dessen geistige Bedeutung vorzüglich aus seinem reich entfalteteren Stammesleben hervorgegangen ist.

Das aber ist das Gefährlichste, wenn einem Volke eine Verfassung gegeben wird, die seinem Wesen widerstreitet; denn entweder wird alsdann diese Verfassung selbst nicht ins Leben treten, oder sie wird das Leben und die geistige Kraft des Volkes vernichten. Die bayerische Regierung verkennt zwar keineswegs, dass die deutsche Nation einer kräftigeren Einigung bedarf und fähig ist, als sie bisher genoss. Allein es darf auch nicht unbeachtet bleiben, dass jedem Volke in der Weltgeschichte sein besonderer Beruf zukommt, dass die politische Macht nach Aussen weder die einzige noch die edelste Aufgabe eines Volkes ist, dass der Grad derselben nicht bloss durch die Verfassung, sondern auch durch das Gebiet und den Geist des Volkes bedingt wird und zu dem innern Glücke des Volkes nicht selten in umgekehrtem Verhältnisse steht. Nachdem selbst die damalige Gesamtverfassung Deutschlands ungeachtet ihrer Mangelhaftigkeit sich seit einem Jahre stark genug gezeigt hat, um die äussern und innern Feinde siegreich zu bekämpfen, kann man sich überzeugen, dass Deutschland nicht völlig centralisirt zu werden braucht, um eine starke Gesamtregierung zu erhalten.

Ueberdies ist aber auch die in Frankfurt beschlossene Verfassung nicht einmal geeignet, eine starke Regierung zu begründen. Hervorgegangen aus einer Vermittlung entgegengesetzter Prinzipien entbehrt sie der vollständigen Harmonie.

Sie setzt einen Erbkaiser mit unumschränkter Macht über die einzelnen Staaten und beraubt ihn doch principiell des monarchischen Charakters, indem sie ihm dem Reichstage gegenüber nur ein suspensives Veto einräumt. Sie enthält für den Reichstag das Zweikammersystem, und gleichwohl finden weder die conservativen Elemente eine entschiedene Vertretung, noch die wohlbegründenden Interessen der einzelnen Volksstämme.

Durch diese Verfassung würde der tobende Kampf der politischen Parteien nicht geschlichtet, sondern erst zu neuen Anstrengungen aufgefordert werden. Die eine Partei würde, um den Thron des Erbkaisers zu befestigen auf sofortige Aenderung der Verfassung hinarbeiten, eine andere würde bis zu erfolgter Vernichtung der Einzelstaaten für die Aufrechterhaltung der Verfassung kämpfen, um dann den Erbkaiser zu stürzen, und damit das monarchische System zu beseitigen. Gegen diese beiden Parteien würde das durch die Verfassung nicht sofort ertödeter Stammesbewusst-

sein reagiren, namentlich wenn die unvermeidliche Erhöhung der Steuerlast sich fühlbar macht, und so würde die ohne gehörige Rücksichtnahme auf die bestehenden Verhältnisse geschaffene Verfassung unter dem Gewichte eben dieser Verhältnisse in Kurzem wieder zerfallen und Deutschland neuen Stürmen preisgeben.

Dies sind die für ganz Deutschland in gleicher Weise anwendbaren Gründe, welche allein schon die bayerische Regierung von der Anerkennung der in Frankfurt beschlossenen Verfassung abhalten müssen. Ihr Gewicht wird gesteigert durch die besondern Verhältnisse des bayerischen Staates. Die Trennung von Oesterreich würde von keinem deutschen Lande, schmerzlicher empfunden werden als von Bayern, das durch seine Lage, wie durch Stammverwandtschaft eines grossen Theils der Bewohner in den unmittelbarsten Berührungen mit Oesterreich steht. Kein deutsches Land würde aber auch von jener in der erbkaiserialen Centralisation liegenden Vernichtung aller Selbständigkeit schwerer getroffen werden als Bayern, das, wenn man auch von seiner tausendjährigen Geschichte absehen wollte, durch seine Grösse und seine eigenthümlichen Zustände in der Gegenwart zu verlangen berechtigt ist, dass dieselben bei Feststellung der deutschen Verfassung genügend beachtet werden. In Frankfurt ist dies nicht geschehen, indem um nur eines hervorzuheben, die Bestimmungen über die Produktions- und Verbrauchssteuern ganz geeignet sind, die Staatsinkünfte Bayerns um Millionen zu schmälern und den Staatskredit, dessen spezielle Gewährleistung auf jenen Abgaben beruht, zu vernichten. Die ganze Verfassung wie sie in Frankfurt beschlossen wurde, würde im Wesentlichen dahin führen, den Süden Deutschlands dem Norden zu unterwerfen, und dadurch die materiellen Interessen des Südens im höchsten Grade zu beeinträchtigen.

Aus allen diesen Erwägungen hält es die Regierung Sr. Majestät des Königs von Bayern für ihre Pflicht gegen Deutschland wie gegen Bayern, dass sie der in Frankfurt beschlossenen Verfassung ihre Zustimmung versage, und sie ist um so mehr überzeugt, dass ihr hierin das bayerische Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl beitrifft, als erst kürzlich beide Kammern der bayerischen Volksvertretung sich durch einstimmige Beschlüsse gegen die Trennung von Oesterreich und gegen die Gründung eines Erbkaiserthums ausgesprochen haben. Die bayerische Regierung glaubt aber zugleich den Weg bezeichnen zu müssen, auf welchem nach ihrer Ansicht die Wirren der Gegenwart eine dauerhafte Lösung finden können.

Wenn die Nationalversammlung darauf eingeht, die Verfassung mit den Regierungen zu vereinbaren, dann ist es an diesen zusammenzutreten, sich über die Verfassung Deutschlands zu einigen, und Hand in Hand mit der Nationalversammlung das Werk zu vollenden. Dann wird die bayerische Regierung zeigen, dass sie getreu ihren wiederholten Erklärungen bereit ist, zur Begründung einer wahrhaft starken und friedebringenden Gesamtverfassung mitzuwirken. Wie sie sich diese Verfassung denkt darüber hat sie sich namentlich in ihrer Beurtheilung des Verfassungsentwurfes nach der ersten Lesung so bestimmt ausgesprochen, dass es einer Wiederholung im Einzelnen für jetzt nicht bedarf.

Wenn aber die Nationalversammlung auf die Vereinbarung nicht eingeht, so kann die bayerische Regierung die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht als bindend anerkennen, und muss jede Verantwortung der sich daraus ergebenden Folgen von sich abweisen. Welcher dieser beiden Fälle aber auch eintreten mag, die Unauflöslichkeit des deutschen Bundes, wie sie in den Wiener Schlussakten Art. 5 ausgesprochen ist, dauert fort und die provisorische Centralgewalt besteht rechtlich, wie sie durch Uebereinstimmung der Nationalversammlung und der Regierungen begründet worden ist. Auf sie ist die vollziehende Gewalt der Bundesversammlung nach Massgabe der Bundesverträge übergegangen, und ihr wird daher die bayr. Regierung fortwährend ihre kräftige Unterstützung gewähren. Nach den Anordnungen dieser Centralgewalt kämpfen bayerische Truppen im deutschen Heere und noch in diesen Tagen sind bedeutende Beiträge in die Reichskasse gezahlt worden.

Festhaltend an den Grundsätzen des Rechtes und der Ehre wird Bayern treu zu Deutschland stehen und entschieden dahin wirken, dass man es nicht zernisse.

München, den 23. April 1849.